Deutsche Schriften

für

Litteratur und Kunst.

1. Reihe. Heft 3.

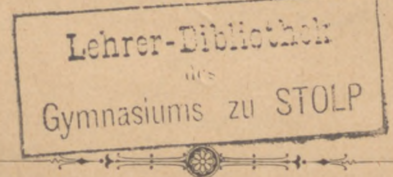
Ueber den

Einfluß des Zeitungswesens

auf Litteratur und Leben.

Von

H. Bulthaupt, F. Dernburg, Klaus Groth, A. Hänel, E. v. Hartmann,
M. Kretzer, O. v. Leixner, F. Mauthner, K. Pröll, R. Schmidt-Cabanis,
A. E. Schönbach, A. Seidl, K. Telmann, J. Trojan, V. Valentin,
K. Walcker, K. Werner, R. M. Werner, E. v. Wildenbruch und E. Wolff.



Kiel und Leipzig.
Verlag von Lipsius & Tischer.
1891.


BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Dicke Bücher sind geschrieben worden, in denen man zusammenstellte, was über die Frauen Gutes und Böses gesagt worden ist. Den Stoff damit zu erledigen, daran hat wohl Keiner gedacht, denn das hieße das Meer ausschöpfen. So läßt sich auch über die Zeitungen unendliches sagen — das haben jedenfalls auch beide Gegenstände mit einander gemein, daß ihre schärfsten Kritiker sie nicht aus der Welt bringen wollen. Ja, eine Welt ohne Zeitungen ist uns bereits undenkbar geworden und von den Zeiten, die ohne Zeitungen dahingegangen sind, fühlen wir uns wie von einer kaum überbrückbaren Kluft getrennt. Mit der goldenen, silbernen, ehernen Zeit scheinen die denkbaren Epochen erschöpft, heute sind alle darüber einig, daß wir in der papiernen Epoche leben. Keine andere menschliche Einrichtung hat soviel Vergnügen bereitet und soviel Belehrung ausgestreut, als die Zeitung. Aber wir fühlen auch alle mehr oder minder scharf, daß es nicht bloßer Gewinn ist, den wir einheimsen, daß wir für Vergnügen und Belehrung einen Preis bezahlen, wenn er auch nur in der Zeit besteht, welche auf das Zeitungslesen verwendet wird, ein ungemein erheblicher Procentsatz des kargen Menschenlebens.

Wer die Bedeutung charakterisiren will, die das Zeitungswesen der Gegenwart für das Gesammtleben der Culturvölker hat, für den findet sich ein Gegenstück in der Geschichte und in dem Einfluß, welchen die Kirche im Mittelalter ausübte. Wie damals der Einfluß der Kirche sich in jeder Lebensbeziehung geltend machte, so ist das heute mit der Zeitung der Fall. Die Zeitung führt ihr eigenes Civilstandsregister, sie sondert aus den zahllosen Begebenheiten die Tagesereignisse aus, ihnen durch die Preßdarstellung eine Art Weihe gebend; das Richteramt, das sie übt, ist endgültig und entscheidend. Selbst das trifft zu, daß das Zeitungswesen die öffentliche Meinung, aus der es hervorgegangen

ist, jetzt beherrscht, daß ähnlich dem Entwicklungsgang der Kirche das Zeitungswesen vielfach zum Selbstzweck geworden ist. Ein Hauptkennzeichen der mittelalterlichen Kirche war deren über die Nationen wegschreitende Universalität, ihr Kosmopolitismus. Diese Eigenschaft hat in erster Linie das Zeitungswesen der Gegenwart übernommen. Der wesentlichste Inhalt der Zeitungen, die telegraphischen Berichte über die wichtigsten Begebenheiten sind in allen Zeitungen der Welt ganz überwiegend identisch. Die Telegraphenbureaus, das Hauptilfsgewerbe der Zeitung, sind in einem Weltbund zusammengeschlossen und geben allen Zeitungen den gleichen Stoff. Mögen diese Bureaus auch im Allgemeinen das Bestreben haben, objectiv zu sein, so giebt die Auswahl der Berichte, die Gruppirung der Thatsachen unvermeidlich ein Colorit, eine Tendenz. Da die Betrachtungen der Zeitungen, ihre Leitartikel der Natur der Sache nach, an die Depeschen vorzugsweise anknüpfen, so erlebt man es, daß in den unzähligen Zeitungsorganen der Welt, von den Cordilleren bis zu den Alpen, an dem gleichen Tage annähernd derselbe Artikel erscheint; wenn auch die Ausgestaltung und die Tendenz der dialektischen Behandlung abweichen; die Gesammtleserschaft der Welt ist mit dem gleichen Gegenstand beschäftigt. Wie ein Klang tönt es aus allen Zeitungen über das Gesammtgebiet der Erde. Wer Instinkt für Sprachen hat, der wird den Inhalt der telegraphischen Depeschen in allen Sprachen herauszuklauben verstehen; in dem kosmopolitischen Zuge des Zeitungswesens ist die Sprachensonderung ein Hinderniß, über das man möglichst hinauszukommen sucht. Wenn das Volapük irgend Aussicht auf Verwirklichung hat, so ist es in dem Nachrichtentheil der Zeitungen. Der internationale kosmopolitische Zug des Zeitungswesens kommt auch in dem Personal der Zeitungen, soweit es sich um auswärtige Correspondenzen handelt, zum Vorschein und in der Art von Freimaurerthum, das alle Journalisten der Welt verbindet, in deren Wechselverkehr alles Nationale sich abstreift.

Der hierarchisch-aristokratischen Organisation der mittelalterlichen Kirche steht das Zeitungswesen der Gegenwart mit einer kapitalistisch-demokratischen Gestaltung gegenüber, auch hierin als Ausdruck der leitenden Elemente seiner Zeit.

Faßt man dann in das Auge, daß der gesammte wirthschaftliche Verkehr mit den Zeitungen durch deren Handelstheil und deren Inse-

rate auf das engste verknüpft ist; daß die Litteratur mehr und mehr in sie hineingezogen wird, so ergiebt sich, daß ein Ueberblick des Einflusses des Zeitungswesens auf Litteratur und Leben nur in einer vollständigen Culturgeschichte der Neuzeit gegeben werden kann. Man könnte leichter die Frage aufwerfen: welche Elemente des heutigen Lebens stark genug sind, sich dem Einfluß des Zeitungswesens zu entziehen. Jedenfalls ist es interessant, Versuche zu verfolgen, die in dieser Richtung gemacht worden sind. Diese Versuche konnten nur von den stärksten Institutionen und den mächtigsten Persönlichkeiten ausgehen. Halten wir uns an zwei der letzteren, die größten Culturmenschen ihrer Zeit auf den ihnen eigenthümlichen Wirkungskreisen, an Bismarck und Richard Wagner.

Es ist schon von vornherein klar, daß ihre machtvoll und individuell ausgestatteten Persönlichkeiten sich nur im bewußten Gegensatz gegen die Massengewalt der Zeitungen fühlen konnten. Daß beide Männer ungeachtet ihrer tiefen Antipathie sich der Presse zu ihren Zwecken bedienen mochten, ändert an ihrer Stellung nichts. Das Genie beider Männer, getragen von eiserner Willenskraft, hat ihnen zum Siege verholfen, die leidenschaftliche Herbheit ihrer Behandlung der Presse indessen zeigt, wie tief sie den Widerstand empfanden, der ihnen von der Presse aus entgegentrat und wie schwer ihnen der Sieg geworden ist.

Das Verhältniß des Fürsten Bismarck, dieses unvergleichlichen Helden der Staatskunst, zum Zeitungswesen ist ein schon so vielfach behandelter Gegenstand, daß es überflüssig ist, darauf zu verweilen, es genügt der von ihm geleistete Beweis, daß die Macht der Presse ihre Grenze fand; die Methoden des Fürsten Bismarck und diejenigen, nach denen die Zeitungen vorgehen, sind indessen vielfach identisch und damit ein Bindeglied zwischen Beiden von vornherein gegeben. Dagegen ist Richard Wagner auch innerlich der Gegner der Litteratur, wie sie unter dem Einfluß der Zeitungen und in deren Gefolgschaft erwachsen ist und er ist ihr mächtigster Concurrent gewesen. Die Frage bleibt offen, wie weit er es heutzutage noch ist. Die beherrschende Erscheinung des Ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts auch in litterarischer Beziehung ist die Gestaltung des Zeitungswesens; Göthe und Schiller mit ihren Nebensternen haben im Anfang dieses

Jahrhunderts auf die ihnen zugänglichen Kreise ihren Einfluß ausgeübt. Aber wie beschränkt waren diese Kreise und wie vorübergleitend dieser Einfluß gegenüber der Massenhaftigkeit und dem Zusammenhang, mit dem das Zeitungswesen und die mehr und mehr darin aufgehende Litteratur heute die ausgedehntesten Volkskreise in Arbeit nimmt. Publikum und Schriftsteller müssen sich sagen, daß es keine Zeit heute ist für Geistesaristokraten.

Der Letzte, den wir gesehen haben, ist vielleicht Richard Wagner. Richard Wagner ist seiner Zeit mit der aufregenden und provozirenden Kraft eines Paradoxon gegenübergetreten. Der Nüchternheit der Zeitungslitteratursprache setzte er seine balkenverklammernden Worte gegenüber, ihren aus dem „Vermischten“ entnommenen Stoffen seine Märchenwelt, der dem Zeitungswesen charakteristischen bürgerlichen Moral die geniale Willkür elementarer Leidenschaft. Aus der Zeitung in die Zeitung arbeitet die moderne Litteratur; frägt man einen ihrer Helden auf das Gewissen, so wird er gestehen müssen, daß er das Meiste seiner Weisheit aus der Zeitung hat. In den Schöpfungen Richard Wagners wird man nichts gewahr von dem Zeitalter der Erfindungen, dem Lärmen der Maschinen und der unendlichen Rolle sich abwickelnden Zeitungspapiers; er bannt sich sein Publikum in die Höhle Tannhäusers, alle Künste wirken zusammen, um es in dieser Zauberstimmung festzuhalten, und wo sich doch noch eine Lücke aufthat, aus der ein Entkommen möglich war, da hatte sich der Meister mit Wehr und Waffen aufgestellt, durch die Kraft seines Willens Rebellen bändigend und immer neue Adepten heranziehend. Der Abgang des Meisters aber läßt sich schon deutlich spüren, Schule hat dieser individuelle Geist keine gemacht. Als eines der wunderbarsten Märchen wird vielleicht in nicht langer Zeit erscheinen der Erfolg, den Richard Wagner der zeitungsvernüchterten Welt und der hartnäckig widersprechenden Presse abgerungen hat. Mit ihrem Instinkt für wirkliche Macht hatte sie schließlich mit ihm ihren Frieden gemacht.

Bei beiden Männern, die hier herausgegriffen sind, um zu markiren, welcher Eigenschaften es bedarf, um im Gegensatz gegen die Zeitungspresse durchzudringen, ist es bemerkenswerth, daß sie Einrichtungen benutzen konnten, welche thatsächlich in Beziehung auf Publizität mit der Presse konkurriren. Bismarck hatte die Rednertribünen

von Abgeordnetenhaus und Reichstag, Richard Wagner redete von den Opernbühnen aus zu dem deutschen Volk. Es sind das in der That die Stellen, von wo aus die gefährlichste Waffe der Presse, systematisches Todtschweigen am aussichtsvollsten parirt werden kann. Die in den gesetzgebenden Versammlungen gehaltenen Reden muß die Presse, von ihrem Publikum gezwungen, wiedergeben, wenn auch hierbei Parteirücksichten oft allzuviel maßgebend sind. Die dramatischen Darstellungen aber vervielfachen gleichsam den Dichter; an den verschiedensten Stellen kann er gleichzeitig dem Publikum in Person gegenüber treten. Hier also sind Marksteine für die Macht der Presse zu setzen.

Eine weitere Grenze für die Macht der größeren Presse wenigstens, ist die Kluft, die in Deutschland die gebildeten Klassen von den mindergebildeten und ungebildeten scheidet. Ueber gewisse Bevölkerungsschichten hinaus dringt keines der leitenden deutschen Organe. Unser Erziehungswesen ist wie ausdrücklich darauf eingerichtet, diese Kluft so scharf wie möglich aufrecht zu erhalten. Es ist das unschätzbare Verdienst unseres Kaisers, an die Frage des höheren Unterrichtes, bis dahin der vorherrschende Tummelplatz der Pädagogen, von staatsmännischem Standpunkt aus herangetreten zu sein. Die Frage liegt doch allzunahe, woher es kommt, daß die Klassen der Nation, die in wissenschaftlicher Vorbildung geschult werden, die Leiter der Bevölkerung zu sein, mehr und mehr ihren Einfluß auf breite Schichten vollständig einbüßen? Es ist offenbar, daß der geistige Contakt fehlt. Es ist leider wahr, daß die wissenschaftliche Vorbereitung sehr oft mehr dem Leben entfremdet, als demselben zuführt. Mit den Worten Disziplinirung des Geistes und Geistesgymnastik als den besten Erziehungsergebnissen werden der Jugend Steine statt Brod gereicht. Die Geringschätzung des Realen, die in diesen brutalen Paradoxen liegt, infiltrirt sich in die Gemüther der danach erzogenen Jugend. Diese Geringschätzung setzt sich auf der Hochschule und im Amtsleben fort. Wie sollte sie nicht! Sie ist ja im bildungsfähigsten Alter in die jungen Gemüther eingetrieben worden und darin verankert, durch eine falsche Idealität und zähe und dünkelvolle Vorurtheile. Aus derartigen Vorbedingungen können keine Persönlichkeiten erwachsen, die in freiem, auf gegenseitigem Verständniß und wechselseitiger Achtung beruhenden Verkehr mit den andern Bevölkerungsklassen stehen, sondern nur in ihrer Isolirung rasch verknöchernde

Beamte, deren Blick starr auf die Acten geheftet ist und die für die menschlichen Verhältnisse, die dahinter liegen, kein Verständniß und daher kein Herz haben.

Was sollte die Bevölkerung für sie empfinden? Kein anderer hat uns das bezeugt, als Fürst Bismarck selbst; obgleich er ein Heilmittel dafür nicht anzugeben wußte. In dem lateinischen Dünkel wurzelt ein großer Theil unserer inneren Schwierigkeiten. Die berechtigte Macht der Presse wird steigen, wenn es gelingt, den Bildungsausgleich und damit die Erhöhung der nationalen Gemeinsamkeit zu fördern.

Das Schwergewicht der Presse ist wie durch eine Art Naturgesetz immer mehr von dem Gebiet der kritischen Betrachtung auf das der Uebermittlung von Thatsachen gerückt worden; die Zeitungen sind die beliebtesten, welche am reichhaltigsten an Nachrichten sind. Auch hier zeigt sich die enge Wechselwirkung zwischen Leben und Zeitungen. Die wissenschaftliche Thätigkeit unserer Zeit ist auf die Kenntniß dessen gerichtet, was ist, auf die Herstellung fester Thatsachen. Die Registrirung des Geschehenen nimmt namentlich durch die Aktion der Zeitungen immer gewaltigere Verhältnisse an; die Zusammensetzung der Ergebnisse, die Vertiefung des Stoffes durch Schaffung allgemeiner Gesichtspunkte ist das Stiefkind unserer Zeit, die der Philosophie und der Religion immer skeptischer gegenübersteht. Damit ist der Eifer, Proselyten zu machen, aus der s. g. leitenden Presse beinahe vollständig verschwunden; es handelt sich um Wahrung des Besitzstandes, höchstens um Wahlerfolge. Ein höchst interessantes Capitel aus der Geschichte der Presse wäre zu schreiben über das Verhältniß derselben zu den eigentlich propagandistischen Parteien: der katholischen Kirche und der Sozialdemokratie. Beide haben ihre gegenwärtige Macht im Kampf und Gegensatz gegen die Presse gewonnen und vertheidigen ihre immer noch wachsende Stellung auch ohne Presse oder mit untergeordneten Organen, die überwiegend doktrinär und polemisch gehalten sind.

Das Land, in welchem die Presse die größte Macht ausübt, sind die Vereinigten Staaten. Hier giebt es keine hergebrachten Autoritäten, wie Monarchie, Heer, Beamtenschaft, welche der Macht der Zeitungen Halt gebieten oder Concurrenz machen. Je feiner und komplizirter die Organisation einer Zeitung ist, je ausgedehnter die von ihr bearbeiteten

Gebiete sind und je umfassender ihr Betrieb, um so kostspieliger sind die Anlagen, die gemacht werden müssen; daher konzentrirt sich die Presse in den Vereinigten Staaten mehr und mehr in einer ziemlich beschränkten Anzahl leitender Organe, zu deren Betrieb ein außerordentlich großes Capital gehört. Selbst die Fortschritte der Mechanik fördern nur diese Entwicklung. In den Schnellpressen ꝛc., mit denen die amerikanische Zeitungsindustrie arbeitet und die bereits eine erstaunliche Leistungsfähigkeit haben, folgen sich die Verbesserungen Schlag auf Schlag. Schafft eine Zeitung verbesserte Maschinen an, so müssen die konkurrirenden Zeitungen nach, wollen sie nicht in Schnelligkeit des Erscheinens nachstehen. Die kaum angeschafften Pressen werden dann wenig mehr als altes Eisen, die Neuanschaffung aber kostet oft hunderttausende — in diesem Wettbewerk können nur Unternehmungen bestehen, die über nahezu unbeschränkte Mittel gebieten. Die Geschichte der amerikanischen Wirthschaftspolitik giebt eine genügende Erläuterung darüber, wohin eine derartige Entwicklung der Presse führt. Wir sind in Deutschland von dergleichen Zuständen noch weit entfernt. Aber auch die deutsche Presse war mit zwingender Gewalt auf den Weg der Concentration und der Heranziehung großer Capitalkräfte gewiesen. Den Ansprüchen des Publikums an eine große Zeitung kann mehr und mehr nur in dieser Art entsprochen werden.

Auf der andern Seite findet sich in dem Rüstzeug, womit die Sozialdemokratie ihren Zwangs- und Polizeistaat ausstatten will, auch die Verstaatlichung des Zeitungswesens. In ihrem Schooße bereitet sich in aller Stille ein Angriff gegen die Verbindung von politischen Zeitungen mit dem Inseratwesen vor. Eine Agitation, diese Verbindung zu untersagen, könnte jeden Tag hervortreten; ist das doch schon vor Jahrzehnten von den Begründern jener Partei gefordert worden. Auf dem Inseratenwesen beruht aber in erster Linie die jetzige Organisation der Tageszeitungen, in zahlreichen Fällen deckt der Abonnementspreis nicht einmal die Kosten des Papiers, welches der Käufer der Zeitung erhält. Man sieht, mit welchen Gefahren das Zeitungswesen der Zukunft zu rechnen hat. Die Gestaltung, welcher die heutige Gesellschaft entgegengeht, wird sich in erster Linie in dem Schicksal der Zeitungen spiegeln.

Nur mit großer Vorsicht dürfen Zeitungen aus den ihren Lesern

geläufigen Ideenkreisen herausgehen, sie müssen die Traditionen ihrer Partei respektiren. Ihr ganzes Wesen erhält dadurch oft etwas konventionelles, bureaukratisches. Neue Grundanschauungen werden daher selten oder nie in den Zeitungen durchbrechen, und so sind sie, die ihrer Idee nach berufen sind, dem Fortschritt der Zeit zu dienen, oft nur die Stützen des Veraltenden. Wendet sich indessen der Volksgeist neuen Bahnen zu, so arbeitet derselbe mit einer solchen elementaren Macht, daß er auch die Schranken zerbricht, die ihm das Zeitungswesen entgegensetzen könnte. So war es, als 1866 die deutsche Nation, im Gegensatz gegen fast die gesammte Publizistik, die Bismarck'sche Politik acceptirte.

In der Vielstimmigkeit der Presse liegt ihr bestes Correctiv. Je mehr die Centralisation fortschreitet, um so größer ist die Gefahr des Conflictes zwischen dem Volksgeist und der Presse; wie er dann in überraschenden Wahlergebnissen zu Tage tritt. Von solchen Gesichtspunkten ausgehend, sieht man zum öftern größere Organe des Auslandes in raschem Wechsel ihre politische Stellung verändern, wie dies z. B. bei der „Times" sprichwörtlich geworden ist. Den Anspruch, der Spiegel der öffentlichen Meinung zu sein, können die Zeitungen nur in sehr bedingter Weise erheben; wer sich in dieser Richtung auf sie verlassen wollte, würde sich einer gefährlichen Täuschung hingeben. Vielmehr müssen die Zeitungen verstanden werden als Arbeitstätten, in denen im Durchschnitt mit außerordentlicher Sachkenntniß und vorzüglichem formalen Geschick die Ereignisse des Tages gesammelt und nach bestimmten vorher festgesetzten Grundsätzen beurtheilt werden. Die hohe Stufe, auf welcher die Publizistik in Deutschland steht, wird mehr und mehr von den Nationen des Auslandes anerkannt, und man darf mit Fug sagen, daß die deutsche Presse in fast allen ihren Organen von der Verantwortlichkeit durchdrungen ist, welche sie für die Beziehungen zu den andern Nationen trägt. Der kosmopolitische Zug der Presse kommt in der Thatsache zum Ausdruck, daß sie in allen bedeutenderen Fragen nicht minder zum Auslande redet, als zum Inland und daß der internationale Telegraph ihre Urtheile in alle Theile der Welt verbreitet. Insoweit ist sie schon an und für sich die Trägerin des Fortschrittes auch in der Culturfrage, deren Lösung die nächste Aufgabe der civilisirten Nationen ist — in der Friedensidee als der unverbrüchlichen Grundlage der Völkerbeziehungen. F. Dernburg.

Der freundlichen Aufforderung, auch meinerseits über den Einfluß des Zeitungswesens auf Litteratur und Leben eine Bemerkung beizutragen, möchte ich um so lieber Folge leisten, als ich nicht oft genug die Meinung aussprechen kann, unsere Journalistik habe heute dieselbe Gewalt an sich gerissen, wie die Kirche zu Ende des Mittelalters, der Ablaßhandel Tetzels sei nicht schmählicher, als die Sünden vieler Journalisten, und eine große Reformation an Haupt und Gliedern sei nöthig, um der letzten Großmacht zu ihrem thatsächlichen Einfluß auch noch den moralischen zu geben. Einstweilen steigt die materielle Macht der großen deutschen Zeitungen von Jahr zu Jahr, während das Ansehen der betheiligten Personen nicht in gleichem Maße wächst. Der frühere Reichskanzler und der jetzige Kaiser haben beide den ganzen Stand der Journalisten mit minderer Hochschätzung behandelt. Und alle diejenigen, welche durch ihren Lebensberuf die Journalistik zu fürchten gewohnt sind, haben dem Kanzler und dem Kaiser im Herzen zugestimmt.

Die Entwicklung der Journalistik ist aber ein weltgeschichtliches Ereigniß, welches man beklagen oder bewundern kann, welches darum jedoch nicht größer und nicht kleiner wird. Wir sind gewohnt, die Erfindung der Buchdruckerkunst als eine der wichtigsten Thatsachen der Kulturgeschichte zu betrachten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst war aber nur der Anfang der Sache. Erst als die Konkurrenz aller civilisirten Länder das Papier zu einem der billigsten Verbrauchsgegenstände machte, als Dampfmaschinen und Rotationspresse die Herstellung von hunderttausend Exemplaren in einer einzigen Nacht bequem ermöglichten, als Telegraph und Telephon die Mittheilungen aus den Bureaux der eigenen Hauptstadt und der fremden Residenzen mit Blitzesschnelle in die Redaktion überbrachten, erst da war die Erfindung Guttenbergs vollendet. Guttenberg selbst würde noch geantwortet haben, so allwissend könne nur ein Gott sein, wenn man ihm von einem Wesen erzählt hätte, das beim Erwachen alltäglich gedruckt vor sich hätte, was wenige Stunden zuvor in Newyork und Petersburg, in Rom und Berlin gesprochen worden und geschehen sei. Und so ein Wesen ist heute durch den Aufschwung der Journalistik jeder Schneidergeselle geworden.

Erst eine spätere Zukunft wird darüber urtheilen können, wie das Zeitungswesen das Gehirn des besagten Schneidergesellen verändert habe. Wir können nur sehen, wie sich die Litteratur im Dienste der

Journalistik verändert hat. Besonders zwei Punkte treten deutlich hervor. Die Poesie hat Schaden gelitten, die Wissenschaft hat einen Nutzen gehabt. Die Wissenschaft ist durch das Zeitungswesen gezwungen worden, eine allgemein verständliche Sprache zu reden, und dadurch menschlicher, klarer zu werden. Zwar die exakte Fachforschung wird dem Publikum nach wie vor ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, und andererseits hat die Sucht nach Popularität auch eine abscheuliche Abart sogenannter populärwissenschaftlicher Schriften hervorgerufen. Zwischen beiden steht aber eine ganz neue Art von wissenschaftlicher Litteratur, welche ganz besonders für die Leser von Zeitschriften geschrieben wird, und in welchen Männer wie Helmholtz die Ergebnisse ihrer tiefsten Forschungen zusammenfassen. In dieser Beziehung kann zum Ruhme der Journalistik nicht mehr gesagt werden, als daß ein Mommsen vor der Epoche des Zeitungswesens seine römische Geschichte nicht so geschrieben hätte, wie er sie schrieb, trotzdem er nicht für Journale schrieb.

Die Poesie oder eigentlich die erzählende Dichtkunst ist dagegen durch den Massenverbrauch der Zeitungen und Zeitschriften auf ein jämmerliches Niveau heruntergesunken. Der Feuilleton-Roman und die Feuilleton-Novelle ist ein gewerblicher Artikel geworden, an dessen Herstellung sich namentlich Frauen und junge Leute in aufreibender Hausindustrie betheiligen. Es ist merkwürdig. Die Wissenschaft ist dadurch erstarkt, daß sie sich der verständlichen, realistischen Sprache des einfachen Reporters zu nähern gezwungen war; der Romandichter aber, der von der realistischen Beobachtung des Lebens hätte ausgehen sollen, verfertigt im Dienste der Journalistik fast ausnahmslos Phantasieartikel, eine Art Opium, das in der Unterhaltungsbeilage Schlaf bringen oder zu hübschen Träumen verlocken soll.

In diesen beiden Gegensätzen scheint mir das Zeitungswesen seine Vorzüge und seine Gefahren am deutlichsten zu verrathen. Unzählige kleine Stufen liegen zwischen den äußersten Punkten. Der Stil unserer Sprache wird aus dieser Epoche sehr verändert hervorgehen, ohne daß die Entwicklung durch gute Rathschläge von rechts oder von links gehemmt oder gefördert werden kann.

Die Gefahren und Vorzüge der Journalistik sind aber auch für den Charakter der Zeitungsschreiber vorhanden. Und Zeitungsschreiber wird heutzutage gelegentlich einmal jedermann. Wer sich eines priester-

lichen Berufes bewußt ist, so oft er an seinem Schreibtisch für Zehntausende und wohl auch für Hunderttausende denkt und redet, dessen Gesinnung wird gekräftigt werden, und die furchtbare Geistesarbeit wird ihn stählen oder aufreiben. Und er kann stolz von sich sagen, daß die Fähigkeit, auf eine durch den Telegraphen empfangene Nachricht hin augenblicklich das gesammte erforderliche Wissen bei der Hand zu haben, zu der gemeldeten Thatsache Stellung zu nehmen und seine Anschauung sofort mit leidenschaftlichem Wahrheitseifer so zu gestalten, daß sie morgen die Anschauung einer ungezählten Menge werden muß — diese Geistesarbeit nimmt es an Schwierigkeit und Bedeutung mit jeder andern menschlichen Geistesthätigkeit auf. Daß andere Arbeiter auf diesem Felde diesen Stolz garnicht empfinden und ihre Feder jedem Brotherrn unbedenklich zur Verfügung stellen, das ist in diesem Berufe nicht anders als in allen anderen. Auch hier kann die Besserung nicht von außen kommen, sondern nur von innen heraus. Man hat jüngst an die kaiserliche Rede angeknüpft und den Vorschlag gemacht, das journalistische Gewerbe nur von Leuten ausüben zu lassen, welche ihre Fähigkeit durch eine Staatsprüfung bewiesen haben. Es soll künftighin außer den übrigen Doktoren auch noch doctores politices und doctores litteraturae geben. Ich fürchte, diese Einrichtung würde garnichts helfen. Denn auch unter den Rechtsanwälten und Aerzten, unter den Lehrern und Pastoren giebt es solche, welche ehrlich für ihren Beruf leben, und solche, welche in ihrem Amte nur eine melkende Kuh sehen. Und die letzteren käuflichen Seelen sind in jedem Berufe diejenigen, die ihren Beruf verfehlt haben.

Fritz Mauthner.

So viel steht fest, daß die Presse eine Macht ist; doch gottlob noch keine solche, die alles macht. Ebenso sicher ist aber auch, daß wir mit ihr ein „papiernes Zeitalter" aus „Lumpen" angetreten haben, wo die Eintagsbedeutung zum Kriterium der Weltbegebenheit gestempelt wird; daß sich in ihr und durch sie unter uns ein Geist der Anonymität breit macht, der schon schlimm und schädlich genug wäre, wenn er auch nur Hermaphrodismus der Meinung bedeuten würde; und endlich, daß wir ihr das allermiserabelste Deutsch verdanken, das je auf Gottes schönem Erdboden geschrieben worden ist. Wir werden es

also am Besten dahin fassen, daß wir sagen: Eine und dieselbe Presse kann in verschiedenen Händen entweder ein bedrohliches Mittel zur Verbreitung des Schlechten oder aber ein gewaltiges Mittel zur Verbreitung des Guten werden. Jedenfalls darf sie doch erst von dem Augenblicke an Anspruch machen, ernst genommen zu werden, als sie nicht mehr dem Annoncenteil Einfluß auf den redaktionellen Theil gewährt und als sie nicht im Feuilleton just das Gegenteil von dem aufnimmt, was sie „ober dem Strich" als politische Meinung vertritt. Durchaus ungesund ist die Erscheinung der Gerichtszeitungen in unserer Zeit, der gegenüber wahrlich ein ernstlicher, beherzter „Rückschritt" dringend noth thäte; und ganz schlimm wird es vollends, wo die Presse aus einem Mittel zum Zweck Selbstzweck wird; wo wir Geschichte, statt sie selbst zu erleben und zu gestalten, aus den Zeitungen studiren und uns aufoktroyiren lassen, wo die Presse nicht mehr das Organ der Partei, sondern umgekehrt die Partei der Prügeljunge der Presse ist; wo wir die Rezensionen, nicht aber die Bücher mehr lesen, und die Kunst zur Litteratur, die Muse zum Museum eintrocknet. Auch vom Terrorismus der Presse ließe sich ein Wörtlein reden. Denn wie oft ist nicht das, was ihr die eigene „Freiheit" bedeutet, nichts Besseres als die traurigste Sklaverei der anderen, vulgo des p. t. Publikums — ihrer „geschätzten Leser"? Man hat in jüngster Zeit viel gegen die Wiederkehr der Jesuiten geeifert. Die Zwangsherrschaft der Presse, der Unfriede in den Zeitungen ist aber oft noch weit ärger, als die Herrschaft und der Unfriede, den wir von Seiten der Jesuiten vielleicht zu gewärtigen hätten!

Arthur Seidl.

Daß die Presse eine Großmacht geworden ist, steht fest. Sie ist es fast in gleichem Maße wie das Geld. Mächte aber können mißbraucht werden. Die Presse wird heute im Allgemeinen mißbraucht. Im Allgemeinen, ich hebe das Wort hervor, denn ich weiß, daß auch im Zeitungswesen Männer von echter Bildung und reiner Denkungsart wirken.

Ein Hauptschaden ist die Verbindung von Presse und Kapital. Die Zeitung ist zumeist nicht mehr eine „höhere Warte", sondern eine rein geschäftliche Gründung, in der die Einnahmen aus dem

Anzeigentheil die Hauptsache sind. Es läßt sich nicht auf kargem Raum im Einzelnen ausführen, wie die Rücksicht auf das Geschäft den übrigen Inhalt, den politischen Theil, die Ortsnachrichten, ja selbst das Reich „unter dem Strich" beherrscht.

Die Tageszeitungen zunächst leben vom Tage für den Tag. Darum streben sie nach kräftiger, rascher Wirkung. Dazu gehören starke Mittel. So kommt es zur Pflege des „Sensationellen". Wenn dieses in der Wirklichkeit nicht vorgelegen hat, wird es vorgelogen, oft aus Gründen, deren Wurzelenden bis zur Börse reichen. Das Prickelnde, verhüllt Lüsterne, wird oft verwendet, um die Leser zu erregen, wenn auch zuweilen unter einem Mäntelchen sittlicher Entrüstung — das löcherig und zu kurz ist. Unter den Kunstnachrichten finden sich in Großstadtzeitungen Empfehlungen von jedem „Varieté-Theater", wenn nur täglich die Anzeige bezahlt wird; ja sogar die Ballhäuser, wo die Prostituirten zusammenkommen, werden im örtlichen Theil verschiedener Berliner Blätter besonders empfohlen — aus Geschäftsrücksichten. Alle unreinen Geschichten berichtet man mehr oder minder verhüllt; öffentliche Gerichtsverhandlungen werden um so ausführlicher beschrieben, je mehr Schmutz und Verkommenheit sich in ihnen offenbart.

So ergießt sich von vielen Zeitungen aus ein Strom unsittlicher Vorstellungen in die Oeffentlichkeit und in die Familien.

Die Tagespresse muß r a s ch u r t h e i l e n. Sie kann aber nicht immer vorher g e w i s s e n h a f t d e n k e n. Darum wird in ihr die Fingerfertigkeit des Worts, die tönende Phrase großgezogen, die Gedanken, Vorgänge, Menschen verdammt oder preist ohne Ruhe, ohne Ueberlegung, verdammt oft ohne Beachtung des Anstandes, ohne Gefühl für jene männliche Selbstachtung, die noch dem Gegner gegenüber zu gebildetem Ausdruck verpflichtet. Die gleiche Fingerfertigkeit herrscht im Theil, der über Kunst und Schriftthum berichtet. „Rasch, rascher, am raschesten" ist der Wahlspruch, dem nur wenige sich nicht fügen. So kommt es zur Pflege der schillernden, glänzenden Einfälle, des Wortwitzes, der Geistspielerei, andrerseits der bloßen, hohlen Wortmacherei. Und diese Eigenschaften verbreiten sich unter den Lesern, und so wird die Zeitung zur Pflegerin der Oberflächlichkeit.

Dasselbe ist sie in wissenschaftlichen Dingen, besonders im Naturwissen. Nicht volksthümlich macht sie es — sie hat es v e r p ö b e l t.

Je mehr sich die ernsten Männer der strengen Wissenschaft zur Vorsicht verpflichtet fühlen, desto mehr drängten sich die schellenlauten Halbwisser vor, die frisch und froh Annahmen als Gewißheit verkünden und Korybanten des flachsten Materialismus waren und noch sind.

So verbreiten die meisten Zeitungen Halbbildung, die den Geist der Lüge in sich trägt und die selbstbewußte, hohle Verneinung alles Geistigen in reiche Halme schießen läßt.

Das Zeitungswesen zerfrißt hunderte von Begabungen, die sich ihm mit frischer Begeisterung zuwenden. Nur wenige Blätter giebt es, wo sich junge Geister frei entfalten und zu „Publicisten" in des Wortes bestem Sinne ausgestalten können. Sonst aber wird zwischen den riesigen Mahlsteinen alles zermalmt, nährender Weizen wie giftiges Mutterkorn. Wer sich zu schmiegen versteht, wer Hans in allen Gassen sein kann, das Streben nach Gediegenheit aufgiebt und zu blenden, zu unterhalten weiß, der kann glänzende Erfolge gewinnen. So wuchert in einem großen, ja im größten Theile der sogen. maßgebenden Presse der Schein. Wissen, Ueberzeugung, Geist, Charakter: alles ist scheinsam, ist in vielen Fällen Waare; der Verdienst ist das Verdienst geworden, vor allem in den Hauptstädten, am meisten in Berlin.

Doppelt Ehre allen jenen Männern, die sich im Dienst der Presse das Streben nach höheren Leitbildern des Gemüths erhalten, deren Ehrenschild rein geblieben ist. Aber die Wahrheit zwingt zu dem Bekenntniß, daß sie heute die Minderzahl bilden.

Unter diesen Umständen kann die Tagespresse im Ganzen nicht als Lehrerin des Volks, nicht als dessen geistige Führerin dienen; sie ist meist Verführerin.

Mag ein andrer die Lichtseiten preisen: ich glaube, dem Vaterlande dient heute mehr derjenige, der scheulos auf die verschminkten Wunden hinweist.

Berlin, Christtag 1890. Otto v. Leixner.

Zeitungspresse und Litteratur.

Die erste herrscht allgewaltiglich,
Ihr dient die zweite unter dem Strich,
Muß tropfenweise ihr Herzblut geben —
Gedeiht nicht sehr, aber kann doch leben. J. Trojan.

Die Entwickelung des Zeitungswesens ist Hand in Hand gegangen mit der Entwickelung der Post, der Eisenbahnen, der Telegraphie. Erst durch diese ist die „Zeitung“ möglich geworden. Ihre Leistungen sind gleichartige. Die Schnelligkeit und Verbreitungsfähigkeit ihrer Dienste macht ihr Lebenselement aus. Ja sie alle sind Nichts als Transportanstalten — die „Zeitung“ für die Schriftprodukte des geistigen Lebens.

Schon um dieses Zusammenhanges willen ist die Bedeutung des Zeitungswesens für alle Richtungen und Verzweigungen unseres heutigen Kulturlebens eine unbestrittene und unbestreitbare Thatsache. Aber, wie so häufig, je handgreiflicher und alltäglicher eine Thatsache ist, um so schwieriger ist ihre Analyse. Soweit ich die Litteratur übersehen kann, ist dazu kaum noch ein Versuch gemacht worden.

Es würde gelten festzustellen, was denn das eigenthümliche Wesen des „Zeitungswesens“ bildet. Erst hiernach ließen sich die besonderen Einflüsse bestimmen, die wir ihm, als besondere Ursache, zuschreiben dürfen. Denn in einem Umfange, den wir jetzt nicht übersehen, werden Einflüsse dem „Zeitungswesen“ nachgesagt, welche nicht diesem, sondern weit allgemeineren Erscheinungen gebühren.

Die Freiheit der Meinungsäußerung und des geistigen Verkehrs, die Freiheit des Glaubens und der Wissenschaft, die Oeffentlichkeit alles dessen, was irgend das gemeine Wesen berührt — diese großen Grundsätze reichen weit über das Zeitungswesen hinaus und sie bringen sich ganz unabhängig von demselben, wie freilich denn auch mittels desselben zur Geltung. Daß sie schwerer Mißbräuche und unheilvoller Wirkungen fähig sind, ist eben so gewiß, als es gewiß ist, daß wir ohne dieselben unsere moderne Civilisation nicht einmal denken können. Aber was sie schaden oder nützen, das beobachten wir am leichtesten an der Zeitung, die wir täglich lesen. Wir sind darum schnell bereit, der „Zeitung“ das Gute oder das Böse nachzusagen, wofür sie nur Instrument oder Symptom ist. Wie oft ereifern wir uns in Lob und Tadel über irgend eine Zeitung oder irgend einen Zeitungsartikel, ohne auch nur an die Frage zu denken, ob nicht genau das Nämliche geleistet würde, wenn nur die Buchdruckerei überhaupt, die Zeitung aber nicht erfunden wäre. Und wer unter allen, die den Einfluß der „Zeitung“ preisen, hat die Untersuchung angestellt, ob es irgend ein bedeutendes politisches Ereigniß



giebt, für welches die „Zeitung" unter allen mitwirkenden Ursachen das oder auch nur ein ausschlaggebendes Moment gewesen ist?

Ich bin leider nicht in der Lage und gegenüber den thurmhohen Schwierigkeiten freue ich mich, nicht den Beruf zu haben, die angeregte Untersuchung, die in die tiefsten Tiefen der Gesellschaftspsychologie hineinführt, auch nur andeutungsweise selber zu unternehmen.

Aber ich verschweige den Eindruck nicht, daß bei der Schätzung des Einflusses der Zeitungen in Lob und Tadel gewaltige Uebertreibungen im Schwange sind.

Ich halte dafür, daß die Abhängigkeit der Zeitungen von ihrem Leserkreis ein weit größerer ist, als der Einfluß, den sie selbst auf diesen ausüben. Ja gerade darauf, daß diese Thatsache zutrifft oder doch vorausgesetzt wird, stützt sich das Maß des Einflusses jeder Zeitung. Darum dann freilich auch trifft das Urtheil, das wir über die Zeitungen und die Zeitungsschreiber fällen, zum weit überwiegenden Theile die Menschen und die Verhältnisse, deren Sprachrohr jene sind.

Ich bin gewiß, daß der Einfluß der „Zeitung", der wirklich auf ihr Konto zu buchen ist, nach Art und Stärke ein durchaus verschiedener ist, je nach den Gegenständen, die das Thema ihrer Mittheilungen und Anschauungen bilden. Es giebt Gebiete — die augenblickliche Parteiagitation, die litterarischen und künstlerischen Produktionen, die auf den Eindruck des Tages gestellt sind —, auf welche die Zeitung einen wahrhaft wesentlichen Einfluß ausübt und zwar bis zur Verschaffung glänzenden Erfolges und bis zur Vernichtung. Es giebt andere Gebiete — die höhere litterarische und künstlerische Produktion, Religion und Wissenschaft, ja selbst der große Zug der Politik —, auf denen ihr Einfluß, wenn überhaupt, nur für kürzeste Zeit über Null emporschnellt.

Am Ende — die „Zeitung" ist was sie ist. Sie ist kein schöpferisches und selbständiges Wesen. Sie ist eine unter anderen Organisationsformen des geistigen Verkehrs. Sie kann, wie jede Form, ihrem schönen oder garstigen Inhalt den sachgemäßen, wahrhaftigen Ausdruck geben, hier in geistiger Reproduktion die guten und schlechten Vorgänge des Tageslebens, aber sie kann diesen Inhalt nicht machen. Sie kann denselben an die Oberfläche drücken, ja zeitweilig ihn fälschen, aber sie kann ihn nicht bezwingen. Und so wird auch in diesem An-

wendungsfalle jedes Volk das Zeitungswesen haben und den Einfluß von ihm erdulden, wie es beides verdient. Albert Hänel.

Wie die Zeitung, ein Hauptmedium moderner Bildung, zu einer Weltmacht erwachsen ist, darf man ein Wunder nennen. Denn die Fortschritte, welche seit den ersten deutschen Nachrichten aus Brasilien, 1505, bis in den Anfang des 19. Säculums hinein von der Zeitung gemacht wurden, waren gering. Sie blieb im wesentlichen, was ihr Name andeutete, ein fliegendes Blatt mit Neuigkeiten, enthielt sich in der Regel jedes Urtheils darüber oder gab höchstens die Ansicht der Landesregierung wieder. Man darf sagen, daß erst gegen die Nähe der Julirevolution von 1830 die Zeitung anfängt, eine ernste Rolle zu spielen. Dann aber wächst ihre Bedeutung mit dem Aufkommen der neuen Verkehrsmittel, welche sie sofort zu ihrem Dienste zwingt, ins Ungeheure. Bei der zweiten Umsturzbewegung des Jahrhunderts, der von 1848, steht sie bereits im Vordertreffen. Und noch weiter, welcher Abstand zwischen damals und heute, im Zwischenraume von nicht viel mehr als einem Menschenalter! Die Zeitung ist der wichtigste Träger der modernen Entwicklung. Regierungen und einzelne Stände, die ihr feind waren, haben sie zuerst fürchten, dann sich ihrer bedienen gelernt. Sie ist jetzt der stärkste Hebel im Apparate menschlicher Arbeit, bewegt und bewegend zugleich. Sie dringt überall hin, bringt verborgenes Unrecht an den Tag und scheue Tüchtigkeit, sie schärft das Auge des Gesetzes, kein Bösewicht ist vor ihr sicher. Sie ist die einzige, und deshalb so werthvolle, öffentliche Kontrolle menschlicher Handlungen, in ihr konzentrirt sich das allgemeine Gewissen.

Das ist alles bekannt und jedes weitere Wort darüber unnöthig. Weniger nachdrücklich hingegen wird, so scheint es mir, erwogen, welche Nachtheile das großartige Gedeihen der Zeitung mit sich führt . . . Was läßt sich da thun? Sehr geringes, und ohne zielbewußte Vereinigung größerer Mengen von Gebildeten garnichts. Wer weniger Zeitungen liest, wird mehr Bücher lesen, in denen sich ernste Gedankenarbeit vor ihm ausbreitet; er wird den Muth der eigenen Meinung behalten, der, sollte sie selbst auch falsch sein, gewiß werthvoller ist als die gedankenlose Zustimmung zum Richtigen.

Graz. Anton E. Schönbach.

Die überwuchernde Journalistik unserer Zeit ist eine geschäftliche Spekulation, die durch eine fable convenue für ein Mittel zur Steigerung der Bildung gilt; was sie gibt, ist aber nur eine Scheinbildung und Halbbildung, und nur, weil sie der Eitelkeit und Faulheit der auf möglichst bequemem Wege nach Scheinbildung Haschenden dient, konnte sie zu einem so lukrativen Geschäftszweig werden. In Wirklichkeit ist sie das schlimmste Hinderniß für den Erwerb ächter Bildung geworden, weil sie die Zeit verschlingt, welche dem strebsamen Menschen sein Beruf für allgemeine Bildungszwecke übrig läßt. Wer beispielsweise täglich $^3/_4$ Stunden auf die Zeitung und wöchentlich $1^3/_4$ Stunden auf Journale verwendet, verbraucht dadurch im Durchschnitt täglich 1 Stunde seiner Muße oder in 10 Jahren 3652 Stunden, und doch würde er sich nach Ablauf dieser Frist in Verlegenheit befinden, wenn er sagen sollte, ob das Niveau seiner allgemeinen Bildung im Ganzen oder Einzelnen ein höheres geworden sei. Wer dagegen nur den vierten Theil dieser Zeit, also 913 Stunden, zur Lektüre guter Bücher benutzt, der wird den Inhalt einer stattlichen Reihe von Bänden in sich aufgenommen haben, welcher seinen Geist wahrhaft bereichert und seinen Horizont erweitert. Darum kann man die Jugend nicht dringend genug ermahnen, das Zeitungslesen möglichst spät und die Journallektüre jedenfalls erst dann zu beginnen, wenn sie jeden Rest von Halbbildung in sich überwunden hat; jedem Gebildeten aber ist zu rathen, daß er möglichst wenig Mußezeit auf solche Weise vergeude, also eine möglichst kurze Zeitung halte und in Journalen nur so weit blättere als nöthig ist, um über lesenswerthe neue Bücher unterrichtet zu werden. Nur auf diese Weise ist es bei den stets wachsenden Ansprüchen aller Berufsarten an Arbeit und Fortbildung möglich, sich vor der Gefahr einer Einseitigkeit und Beschränktheit des Blicks zu wahren, welcher unsere Väter und Großväter nicht entfernt in solchem Maße unterworfen waren und welche den Haupterklärungsgrund für die trotz wachsenden Fleißes sinkende Leistungsfähigkeit der jüngeren Zeitgenossen liefert.

Eduard von Hartmann.

Sehr geehrter Herr Kollege, die von Ihnen aufgeworfene Frage ist allerdings ‘bedeutsam’, aber schwer in kurzem zu beantworten. Sie begreifen wohl, daß ich ihr vor allem als Litterarhistoriker zu Leibe

rücken möchte, weil wir dadurch einen festen Standpunkt gewinnen. Wenn wir vergangene Epochen zu erfassen suchen, dann kommt es uns vor allem darauf an, ein möglichst getreues Bild vom geistigen Zustand jeder Zeit zu gewinnen, wir bemühen uns, die allmähliche Umwandlung geistiger Richtungen zu verfolgen, um die von uns geahnten ewigen Gesetze der Umbildung zu erfassen. Betrachte ich unter dieser Voraussetzung das heutige Zeitungswesen, dann zeigt sich augenblicklich, daß der künftige Geschichtsschreiber unserer Zeit ein überreiches Induktionsmaterial vorfinden und glauben wird, an unseren Zeitungen etwas den Apparaten der Meteorologen ähnliches zu besitzen, welche genau und selbstthätig die Schwankungen des Luftdruckes registriren. Die Zeitungen könnten allerdings einen sicheren Maßstab für den augenblicklichen Stand unseres Geisteslebens geben; die Zeitungen sage ich, damit begreife ich natürlich nicht die einzelne Zeitung, welche jedes einzelne Individuum liest. In dieser Hinsicht wird die Sache sogleich schwieriger. Betrachten wir irgend eine einzelne Zeitung genau und suchen wir ihren Durchschnittsinhalt als Gradmesser unserer Interessen zu behandeln, so sehen wir vor allem, daß ein Theil der Zeitung für uns fast nicht vorhanden ist, und daß anderseits ein Theil unserer eigenen Interessen gar nicht vertreten wird. Im Durchschnitte dürften unsere großen Zeitungen ihre Lesestoffe im nachstehenden Verhältniß enthalten:

$^1/_3$ des Umfangs gehört der hohen Politik,
$^1/_3$ " " " der Sozialpolitik und dem Geldmarkte,
$^1/_{10}$ " " " den kommunalen Verhältnissen,
$^1/_{10}$ " " " dem bunten Feuilleton,
$^1/_{15}$ " " " den lokalen Ereignissen,
$^1/_{30}$ " " " dem Theater,
$^1/_{30}$ " " " den Gerichtsverhandlungen.

Diese Zahlen dürften wirklich das Mittel des Zeitungsstoffes ausdrücken; ist damit aber auch das Mittel unserer Interessen bezeichnet? Ich glaube nicht, denn ich glaube, die Litteratur, die bildende Kunst, die Wissenschaft nehmen einen größeren Raum in uns als in der Zeitung ein, das Feuilleton berücksichtigt sie nur gelegentlich, mehr zufällig als systematisch, und die Romanbeilage, welche kaum einer Zeitung fehlt, durfte in der obigen Tabelle ungezählt bleiben, weil sie nur zur Raumausgleichung dient und oft im Inseratentheil untergesteckt wird.

Suchen wir diese Zahlen zum Reden zu bringen. Es überwiegt in jeder Zeitung das Vorübergehende des Tages, die momentanen Schwankungen, die Nachrichten, deren Wahrheit oft kaum bis zum Abendblatte währt. Wir lesen sie, aber selten mit Antheil, noch seltener mit Versenkung, und füllen doch unsre Zeit und unser Denken mit ihnen an. Wir zerstreuen uns, gewöhnen uns an das Ueberfliegen und verlernen dadurch das gespannt-aufmerksame Lesen. Friedrich Schlegel spricht einmal seinem Bruder August Wilhelm zu, seine Zeit nicht auf die Lektüre des 'Moniteur' zu verschwenden, das zerstreue ihn zu sehr: 'Die Zerstreuung ist der Tod aller Größe, welche immer mit Konzentration der Kräfte verbunden ist'. Mehr als geschieht, sollten unsere großen Zeitungen auch vom Bleibenden sprechen, von Litteratur und Kunst, von Wissenschaft und Technik, denn darüber sind wir uns alle klar, daß in die größeren Kreise nur das dringt, was in den Zeitungen gestanden hat, während die Zeitschriften meist nur ein verhältnißmäßig kleines Publikum haben. Die Zeitungen setzen bei uns allen den Unterricht fort, sie wirken erziehend, wie es kaum die Schule, gewiß sonst aber kein einziger Faktor vermag; dieses Berufes sollten sie sich mehr bewußt sein und nicht blos die politische Schulung im Auge behalten, sondern auf Höheres, Wichtigeres hinweisen. Jeder wird dankbar den Bildungsstoff anerkennen, den ihm die Zeitung zuführt, jeder sich selbst Beobachtende wird fühlen, welchen Einfluß auf ihn 'seine' Zeitung ausübt, das ist jene, die er täglich und regelmäßig liest, und wird bedauern, daß ihm nicht mehr geboten wird. Es überwiegt in den Zeitungen die Negation, wir erfahren viel mehr von Skandalen und Erbärmlichkeiten, als vom Erhebenden und Anregenden. Das sollte nicht sein, denn es trägt zu jener Verrohung unendlich viel bei, welche man unserer Zeit gewiß zum Theil mit Recht vorwirft. Welche Zeitung gibt uns regelmäßigen Bericht von dem, was z. B. in der Litteratur vorgeht? Selbst die Münchener Allgemeine Zeitung hat jetzt ihre 'Beilage' auf die Hälfte des Umfangs eingeschränkt, um mehr Platz für Nichtigeres zu gewinnen. In den großen Wiener Journalen kommen litterarische Nachrichten nur nebenbei zum Wort, die Schauspieler werden viel mehr berücksichtigt als die Dichter, fremdsprachliche Werke viel mehr als die deutschen, aber alles nur zufällig ohne leitenden Gedanken. Würden alle Gebiete mit der gleichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit verfolgt, wie Politik und

Geschäft, es wäre für uns alle besser. Der Historiker, welcher sich künftig aus einer Zeitung ein Bild unseres geistigen Zustandes wird machen wollen, bekommt nicht entfernt auch nur einen Durchschnitt. Die Zeitungen sind eben nicht, was sie sein wollen, ein getreuer Ausdruck unseres nationalen Lebens. Das müssen wir bedauern, obwohl wir es begreiflich finden: Die zuströmenden Stoffe, die Nachrichten aus aller Herren Ländern, die Interessen sind eben zu verschieden und zu reichhaltig, als daß sie gleichmäßig verarbeitet werden könnten. Die Männer, welche großes Talent, reiches Wissen, glänzende Begabung in den Dienst des Tages stellen, verdienen jedenfalls unseren Dank, denn wir ahnen, daß mancher von ihnen lieber seiner Neigung folgen und etwas Bleibenderes schaffen möchte, während er nun zum Fragmentisten verdammt ist. Er wirft Gedanken und Einfälle in einem Artikel, einem Feuilleton hin, welche liebevolle weitere Ausführung verdienten, gewiß würde es ihn oftmals locken, mit sorgfältiger Hand ein Ganzes daraus zu bilden, aber das harte Muß des Tages entreißt ihm sein kostbares Gut. Wir müssen die geistige Kraft unserer großen Journalisten anstaunen, welche produktiv bleibt, obwohl fortwährend die höchsten Anforderungen an sie gestellt werden. Wir dürfen stolz sein auf die Männer, welche ununterbrochen schaffen, ohne sich zu verbrauchen, und wir müssen ihre Selbstlosigkeit bewundern, daß sie geben, ohne auch nur auf Dank zu rechnen. Stehen wir gerührt vor dem Friedhofe der Namenlosen oben auf der Höhe der Tannen oder draußen am Meere bei den Angeschwemmten, unsere Zeitungen bieten uns tagtäglich ein solches Schauspiel, sind sie doch ein Feld der Namenlosen, denen wir immerwährend Anregung danken, ohne daß sie auch nur als Individuen vor uns treten wollen. Einer solchen Entsagung muß man Größe nachrühmen, und wird künftig ein Historiker die Summe von Begabung ermessen wollen, welche in unserer Zeit sich zusammenfand, er wird genügendes Material in einer unserer großen Zeitungen vorfinden.

Ich breche nun ab, denn es ist unmöglich, auf dem zugemessenen Raum auch nur die wichtigsten Momente zu besprechen. Wir alle wissen, welche Bedeutung das Zeitungswesen für uns hat, wir kennen auch die einzelnen Schäden, die ihm wie allem Menschlichen anhaften, aber wir hoffen, daß die Entwickelung sich auch hier immer mehr zum Bessern vollziehen wird, wenn sie naturgemäß fortschreitet. Wir Deutschen in

Oesterreich, Sie verzeihen, daß ich dies noch erwähne, besitzen an unserer Presse das geistige Band, das uns alle zusammenhält, muthvolle Vertreter unserer Bedeutung, einen Ausdruck unserer Macht, mag sie nun anerkannt werden oder nicht. Unsere Presse besorgt den mühsamen Wachedienst, und wenn unser Deutschthum allen Angriffen zum Trotz nicht untergeht, dann danken wir's zum Theil ihr.

Lemberg. Richard Maria Werner.

1. Das sog. Zeitungsdeutsch. Man kann die neuen Ausdrücke der Zeitungssprache in sechs Klassen theilen: A. Gute neue Ausdrücke, deren Berechtigung allgemein anerkannt wird. B. Neue Ausdrücke, deren Berechtigung mit Unrecht bestritten wird, z. B. „voll und ganz", „Unverfrorenheit". C. Provinzialismen, welche in die Schriftsprache aufgenommen zu werden verdienen. In süddeutschen Zeitungen findet man z. B. „Binsenwahrheit" für „triviale Wahrheit". D. Falsche Wortbildungen ꝛc. nichtprovinziellen Ursprungs, z. B. „deutschfreundlich", „deutschfeindlich" statt „deutschenfreundlich", „deutschenfeindlich". „Sich einen Witz leisten" ist falsch, obgleich „sich einen Dienst leisten" richtig ist. E. Schlechte, reichsdeutsche Provinzialismen. F. Oesterreichische Provinzialismen. Die entsetzlichen Austriacismen „diesbezüglich" statt „bezüglich", „talentirt" statt „talentvoll", sind längst ins Zeitungsdeutsch des Reiches eingedrungen.

Andererseits ist anzuerkennen, daß sich die Tagespresse von einem argen Latinismus frei hält, der ziemlich viele, im Allgemeinen gut, ja vorzüglich geschriebene wissenschaftliche Werke verunziert. Ich meine die Konstruktion „Cäsar, nachdem er" ꝛc., „Pope's Vater, nachdem er" ꝛc.

2. Die Auswahl der von den Zeitungen und Zeitschriften besprochenen Romane und Theaterstücke. Auf Grund der ziemlich regelmäßigen Lektüre der angesehensten Zeitschriften populärwissenschaftlichen, politischen, belletristischen Inhalts und von 2 bis 3 großen Zeitungen, je 1 nord-, mittel- und süddeutschen, glaube ich Folgendes sagen zu dürfen. Gewisse Litteraturen, Gegenstände, Dichter, werden zuviel, andere zu wenig berücksichtigt. Unter den Litteraturen werden die französische, die norwegische, die deutsch-österreichische, ja, sogar die russische nicht selten zuviel berücksichtigt,

womit ich natürlich nicht behaupten will, daß man dieselben ignoriren oder unterschätzen soll. Die Litteratur Englands, Hollands, Belgiens, Schwedens, Ungarns, Italiens sowie anderer europäischer und außereuropäischer Länder wird dagegen häufig zu wenig beachtet. Artikel über Zola habe ich bis zum Ueberdruß gefunden, dagegen nur eine Besprechung des französischen Militärromans Les Sous-Offs. Es regnet Artikel über Pissemski, Dostojewski, vollends über Turgenjew und Tolstoi. Ich habe dagegen keine einzige Besprechung der Romane W. W. Krestowski's gefunden.

Manche deutsche Dichter der Gegenwart werden zuviel besprochen und überschätzt. Andere deutsche Dichter der letzten Jahrzehnte werden dagegen zu wenig berücksichtigt. Sogar einige antiultramontane Gedichte Heine's sind unglaublich wenig bekannt, z. B. das Gedicht „Heinrich IV. in Canossa" und das Zeitgedicht „Verkehrte Welt". Von anderen zu wenig besprochenen Schriften fallen mir gerade ein: K. Beck's „Gedichte", L. Steub's Lustspiel „Der Römer in Deutschland", F. Mauthner's Romane „Quartett" und „Fanfare". Diese Aufzählung macht natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit.

Karl Walcker.

Ueber den Einfluß des Zeitungswesens auf Litteratur und Leben wünschen Sie, geehrter Herr Kollege von der ernst-kritischen Fakultät, meine Ansicht zu vernehmen. Nichts schwerer als dies. Denn so vielseitig sich Wesen und Art der „Zeitung" seit der verhältnißmäßig kurzen Frist ihres Daseins ausgestaltet haben (— ich lasse natürlich hier die Acta diurna der alten Römer und die zweifelhaften ostasiatischen Journal-Bestrebungen des bezopften Volkes der Zukunft außer Betracht! —), so vieldeutig müßte auch auf Ihre Frage die Antwort ausfallen; sie müßte Faustschülerhaft

„ . . . . was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen —
Die Wissenschaft und die Natur".

Ist doch heutzutage kein Zweig menschlichen Wirkens und Waltens, menschlichen Könnens und . . . . Nichtkönnens mehr „unbeblättert"; vom Alpha zum Omega staatsbürgerlicher Berufsthätigkeit (im humanistischen Gymnasialstil gesprochen), oder vom Abdecker bis zum

Zwirnfabrikanten (im realen Schulsinne) ist kein Stand ohne ein „seine Strebungen vertretendes Organ". Der Brauer hat seine „Hopfenzeitung", der Schlächter hat sein „Wurstblatt" — in bonam partem; der Arbeiter hat seine Arbeiter-Zeitung, der Rentier seine (Börsen-) Papier-Zeitung; das Baby hat seine „Jugendzeitschrift" und sogar der Verstorbene hat noch seine „Sphinx" oder irgend ein anderes Journal für über-, resp. unterirdische vierdimensionale Interessen.

Nicht unwesentlich wird überdies die Erfüllung Ihres Wunsches noch durch den Umstand beeinträchtigt, daß in der Gegenwart fast jedermann und fast jede Frau zugleich selbst „Zeitungsschreiber" ist, und also von der Sache zum mindesten ebenso viel versteht wie der längstjährige Fach-Litterat. Wer hätte nicht heutzutage hundert- und hundertmal seinen Journal-Artikel — für den Anzeigetheil seines Leibblattes persönlich zu Papier gebracht? Wer nicht das erfreuliche Erscheinen eines „derben dritten Jungen", oder die Entbehrlichkeit einer „noch gut erhaltenen Nähmaschine" den interessirten Zeitgenossen mitgetheilt? Wer „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" kein „volles Herz" ausgeboten, kein „leeres Zimmer" gesucht?! Durch dieses eigenhändige Eingreifen in das Zeitungsgetriebe, durch dies innige Vertrautsein mit dem Wesen der „Presse" mußte natürlich gerade bei dem deutschen Publikum — dem „Publikum der Denker" auch der geringste druckerschwärzliche Nimbus schwinden, der bei minder denkenden Nationen in der That noch hie und da das Haupt der Preßvertreter umdämmert; es mußte der deutsche Volksmund rasch und gern mit dem großen Wort von der „Berufsverfehlerei" und dem noch größeren vom „journalistischen Hungerleiderthum" erfüllt werden!

Die einzige Eigenschaft des Zeitungswesens, auf welche — als Leben- und Litteratur-beeinflussendes Moment — das große deutsche Publikum wenigstens einigermaßen Werth legt, die ihm so zu sagen etwas „imponirt", ist die Geschwindigkeit der Nachrichtenvermittelung. Wie (— irre ich nicht, sagt's Moszkowsky irgendwo —) das Klavier ein Instrument ist, welches rasch gespielt werden muß, so ist die Zeitung ein Lesestoff, der schnell verfaßt werden muß. Aber, offen gestanden, grade zum Preiser dieser Eigenart des Journalismus fühle ich mich am wenigsten berufen. Ich sehe dabei von den „sieben Tagen Plötzensee" ab, welche mir persönlich einst ein überstürztes Theater-Feuilleton

eingetragen. Ich schloß dasselbe — unter dem unwiderstehlichen Drängen des Manuskript-gierigen Druckerjungen — mit einem „in des Schreckens Hast ergriffenen", durchaus absichtslosen Bibel-Zitat, das jedoch in den schärferblickenden Augen des Staatsanwalts die planvolle Verspottung kirchlicher Dogmen in sich bergen sollte! Ich — und Dogmen verspotten!! —

Aber trägt nicht jene Athemlosigkeit der Zeitungsberichterstattung die Hauptschuld daran, daß unsere gegenwärtig ohnehin schon in erschreckend hohem Grad zu Tage tretende Schnelllebigkeit in's Maßlose gesteigert wird?! Bei einigen Organen der Tagespresse scheint hin und wieder — in Folge des kollegialen Neuigkeitwettrennens — die „Hemmung" vollständig zu reißen! Wir erhalten in solchen Fällen die Mittheilung über ein Geschehniß zum mindesten vierundzwanzig Stunden vor dem Zeitpunkt, an welchem es sich — wegen plötzlich im letzten Augenblick erwachsener Hindernisse — nicht zu ereignen vermocht. Man übermittelt uns — bereits gedruckt — das reiffste Urtheil über Bühnen-Erzeugnisse, über deren letztem Akt sich der Vorhang noch nicht gesenkt hat, und über deren Tendenz und tiefere Bedeutung unsere eigenen nachzitternden Gehirnganglien uns noch keineswegs zu klarem Bewußtsein kommen ließen! Und lassen nicht eine ganze Reihe angesehenster Zeitungen durch ihre Rotationsmaschinen die besten Romane in Fetzen zerreißen und schleudern sie diese Fortsetzungs-Partikelchen dem Leser nicht täglich vier bis fünf Minuten lang um sein armes wirblichtes Haupt, daß ihm Hören und Sehen vergeht?!

Sie begreifen nach diesen Vorausschickungen, mein sehr geehrter Herr Kollege, daß ich Ihnen Günstiges über den Einfluß des Zeitungswesens nicht melden darf: die Besorgniß: das Mißfallen des großen deutschen Denker-Publikums zu erregen, behindert mich daran nicht minder, wie die oben erwähnten unliebsamen eigenen Erfahrungen. Ungünstiges dagegen will ich — als Betheiligter — nicht künden; denn das ist bekanntlich ein schlechter „Befederter", der sein eigenes Nest schimpfiert! Da ich aber, gefällig, wie mich Mutter Natur nun einmal geschaffen, Ihre freundliche Aufforderung mit keinem: Non possumus! beantworten mag, so gestatten Sie mir, alles, was ich über den heiklen Stoff in einem stillen und bußfertigen Herzen hege, in einige parteilos schlichte Strophen zusammenzufassen, die, zwar schon vor einigen Jahren entstanden, doch wohl hier erst ihren richtigsten Platz finden:

Die Erschaffung der „Presse“.

Eine journalistisch-genetische Mähr.

Spät Abends am sechsten Schöpfungstag,
Als, ganz in ihrem esse,
Die junge Welt schon im Schlummer lag,
Erschuf noch der Herrgott die „Presse“.

Dieweil er erkannt, daß schlechterdings
Die Leute doch wissen müßten,
Was sich ereignet auf Erden rings,
Macht' er den „Journalisten“.

Aus Gliederresten allerhand,
Aus Theilen verschiedenster Leiber
Formt er mit Weisheit und Verstand
Den ersten Zeitungsschreiber;

Und weil die Sache schwierig schier,
Gab Er für seine Geschäfte
Von mancherlei Wesen und Gethier
Ihm Eigenart und Kräfte:

Daß nimmer des Journalisten Blick
Durch Mauern, Bretter und Balken
Gehalten werden möcht zurück,
Empfing er das Auge des Falken;

Der Lerche Schwingen Gott ihm lieh
Zum Flug über Thal und Hügel,
So ward's — halb Engel, halb Federvieh —
Eine höhere Gattung Geflügel.

Doch daß er sich tummle treppab auch und -auf,
Landein- und landauswärts emsig,
Bekam er Beine zu Sprung und Lauf
Gazellenhaft und gemsig.

Dann, daß aus Bergen von Täuschung heraus
Er taste der Wahrheit Körnchen,
Empfing er — zwar nicht der Schnecke Haus —,
Doch ihre feinfühligen Hörnchen.

Auch gab man, daß er verlegen nie
Um Stoff für seine „Fahnen“,
Ihm Scheherezadens Phantasie
Und des Mediums unheimliches Ahnen.

Dazu einer Stimme er sich erfreut,
Die dringt an die Grenze, die fernste;
Bald gleicht sie lustigem Schellengeläut,
Bald heiliger Glocken Ernste.

Und da ihn stets zwischen Lust und Weh
Wirft hin und her das Verhängniß,
Vom Sitzungssaale zum Zweck-Diner,
Vom Ball zum Leichenbegängniß:

So kriegte er Nerven vom feinsten Stahl
Gefügt in spiralischer Krümmung,
Die haltbar sind und allzumal
In höchster und reinster Stimmung;

Dazu ein weiches Menschenherz
Thät ihm der Herrgott bescheiden,
Das wiederhallt von des Nächsten Schmerz,
Nachtönt des Nächsten Freuden.

Doch da man nicht selten ihm fremde Schuld
Aufhals't und fremde Fehle,
Empfing — salva venia — er die Geduld
Und Langmuth vom Kameele.

Nicht hat zum Kampf auf Leben und Blut
Er unbedingt die Neigung,
Doch fehlt es ihm nicht an Mannesmuth —
Dem Muth seiner Ueberzeugung:

Zum Schluß gab Gott ihm noch — halpart —
Zwei Dinge, kaum zu missen:
Ein kleines Tröpfchen „Allgegenwart"
Und ein kleines bischen „Allwissen".

Drauf hat er seines Odems Glut
Ihm eingeblasen später,
Und sah ihn an, und sah: es war gut,
Und nannt' ihn „der Presse Vertreter".

Auch sorgen, daß hell es um ihn herum,
Zwei Lichter mit wechselndem Scheine:
Das große Licht heißt „Publikum"
Und „Polizei" das kleine;

Das Publikum, das große Licht,
Beleuchtet stets eifrig die Frage:

Erfüllte die „Presse" auch ihre Pflicht?! --
Es scheint besonders bei Tage.

Das kleine aber in stiller Pracht
Ist, wie es mir will däuchten,
Dazu gemacht, um in der Nacht
Der „Presse" — heimzuleuchten.

Denn zeigt sich wo ein Journalist
Von etwas „unklarer" Meinung,
Gleich hinter ihm der Polizist
Tritt „klärend" in die Erscheinung.

Dies kleine Licht ist auch bereit
Zu sorgen stets auf der Erde,
Daß etwa ob ihrer „Allwissenheit"
Die „Presse" zu stolz nicht werde.
Denn glaubt zu tragen sie das Heil

Der Welt auf ihren Armen,
Belehren sofort sie vom Gegentheil
Schutzmänner und Gensd'armen;

Und möchte sie (— 's wär ein Skandal!)
Sich irgendwo erdreisten
Ganz „Uebermenschliches" einmal
Und Ueberird'sches zu leisten:

Dann blendet sie so des kleinen Lichts
Brennpunkt, der feurig schwüle,
Daß flugs sie versinkt in ihres Nichts
Umdüsterte Gefühle!

So ist gesorgt nach Recht und Pflicht
Von Hindostan bis Sachsen,
Daß ja der Baum der „Presse" nicht
Mög' in den Himmel wachsen!

Ich aber thät zu dem Behuf
Euch diese Mähr erzählen,
Damit Ihr wißt, wie unsern Beruf
Berufsgemäß wir verfehlen.

Richard Schmidt-Cabanis.

Man springt nicht über seinen Schatten und man rennt auch nicht gegen denselben an, weil sich dahinter meistens ein harter Gegen-

stand befinden dürfte, auf den er gefallen. Die moderne Presse ist zum Schatten aller Ereignisse, Vorgänge und Stimmungen geworden, für welche die flüchtig denkenden und urtheilenden Tagesleser sich interessiren. Diese bilden die ungeheuere Mehrheit derjenigen, welche den Pulsschlag des öffentlichen und geistigen Lebens einigermaßen verspüren. Wir müssen also mit der Thatsache rechnen, daß die Zeitungen einen Einfluß auf das Massenbewußtsein besitzen und dadurch eine Macht sind. Daß diese Macht, wie jede andere Macht, häufig mißbraucht wird, ist selbstverständlich. Sie kann dann auch Schaden stiften. Sei es in Folge mangelhafter Erfüllung ihrer Pflichten, sei es in willkürlicher Anwendung und Ausnützung ihrer stets gegenwärtigen und bereiten Ueberredungskraft, die um so stärker wirkt, je ungebildeter, harmloser, sensationssüchtiger, vergeßlicher und zu Schwächen geneigter die Leute sind, zu denen man durch die sich stets verschiebenden Papierwolken spricht.

Die Hauptfehler der heutigen Presse entspringen daraus, daß sie bei der durch unsere Wirthschaftsordnung und technische Entwicklung geförderten Konzentration ökonomischer Kraftfaktoren immer mehr in die Hände des Großkapitals, der Spekulation, der finanziellen Ausnutzung übergeht. Daneben wuchert freilich ein Proletarierthum geistig verarmter Zwergblätter, deren Bestand meistens auf krämerhafter Gewinnsucht beruht. Die Ueberfüllung der gelehrten Berufe liefert für die Zeitungsindustrie im großen Stile wie für die niederen Handlangerdienste der Zwergpresse ein nicht zu erschöpfendes Menschenmaterial von mehr oder minder geschickten geistigen Hilfsarbeitern, deren Existenzsicherheit im Allgemeinen hinter jener der Arbeiter bei den Maschinen zurücksteht. Diese Ueberproduktion an Journalisten verschiedener Güte verhindert auch das Emporkommen eines kräftigen Standesbewußtseins. Alle diese Umstände treffen zusammen, um einerseits den Journalisten von der wirklichen Leitung der Presse zu verdrängen und andererseits die sich häufende publizistische Arbeit immer schablonenmäßiger zu gestalten. Gewiß, es steckt heute noch recht viel Talent in der Presse, da diese der schriftstellerischen Begabung eine halbwegs zulängliche Entlohnung bietet. Allein dieses Talent muß sich meistens fremden Zwecken unterwerfen, zerkrümelt, ja es kann bei minderkräftigen Charakteren selbst dem sittlichen Schiffbruche zusteuern. Die im großen Ganzen schlecht bezahlte Arbeit der freien Litteratur wandelt

sich immer mehr in eine der unsichersten Hausindustrieen um, welche Perioden der Ueberbürdung mit Perioden der mangelnden Arbeitsgelegenheit abwechseln läßt. In früheren Generationen war der Liedlohn des Schriftstellers freilich noch geringer, aber seltener durch Zufälle gefährdet. Damals sorgten eine Menge von Ergänzungserwerben oder in Amtsform gebrachter Litteratur-Stipendien für Sicherung der Existenz einigermaßen bekannter Litteraten.

Das Verhältniß der Tagespublizistik zur freien Schriftstellerei ist im Wesentlichen ein schlechtes durch beiderseitiges Verschulden. Der Stoffandrang auf beiden Gebieten wird immer ungeheurer, läßt sich kaum mehr bewältigen. Der Seichtigkeit der Bücherproduktion entspricht die Oberflächlichkeit der schematischen Zeitungskritik, die sich entweder wohlwollend bequem auf Abdruck der Verleger-Reklamen beschränkt oder mißwollend-nervös beliebig in den Bücher-Einläufen herumschlachtet. Die Zeitungsverleger finden keinen Anlaß, diesem Theil des Blattes, über welchen das Publikum hinwegblättert, besondere Kosten zuzuwenden. Es handelt sich ja nur um die summarische Erledigung einer halb verleugneten Pflicht.

Eine Kritik, die auf solchen Grundlagen und Lebensbedingungen beruht, kann sich nie zu großen, prinzipiellen Gesichtspunkten durcharbeiten, befruchtenden Einfluß und eine führende Stellung erringen. Ein Heilmittel für die Publizistik gäbe es vielleicht, ein gründliches, das man jedoch leider nicht in der Zeit-Apotheke bestellen kann: die Presse müßte der kapitalistischen Spekulation entzogen werden.

Die dichterische Produktion und Darstellungsweise ist durch die Presse gleichfalls nicht günstig beeinflußt worden. Der vortheilhaftere Vertrieb von Romanen und kleineren Arbeiten bedeutender Schriftsteller wird geistig wett gemacht durch die zerrissene Darbietung und die bei dem Zeitungsdurchblättern verdoppelte Zerstreutheit und Ungeduld des Lesers. Die Lebensbedingungen der Gegenwart zwingen überdies Schriftstellern und Publizisten die Vielschreiberei auf, nöthigen sie zur fortdauernden Selbstquälerei ihres Talentes. Das Durchschnittsverständniß der durchschnittlich theilnehmenden Leser hat sich keineswegs gehoben. Es fehlen, trotz allen Corybantenlärms, die bahnbrechenden Geister in der Schriftstellerwelt und der saatenempfängliche Boden in der Leserwelt. Alle Zeitgenossen haben das Gefühl, daß nicht allein die Schule,

sondern auch die Litteratur überbürdet ist. Erstere entlastet sich just, vielleicht gelingt dies einmal auch der letzteren. Karl Pröll.

Zeitungen sind ein nothwendiges Uebel. Mit diesen Worten könnte ich Alles aussprechen, was ich auf die Frage, welche die Ueberschrift aufstellt, aus langjähriger Erfahrung zu antworten habe.

Und dennoch verdanke ich den „Zeitungen" für meinen abnormen Bildungsgang mehr, als irgend einem Menschen. Lehrer habe ich nicht gehabt, was ich lernen und wie ich es lernen sollte, das mußte ich allein herausfinden. Aus Zeitungen, oder sagen wir lieber Zeitschriften lernte ich, was damals, in den dreißiger Jahren, die litterarische Welt bewegte, denn ein politisches Interesse gab es nicht, als die Belagerung der Citadelle von Antwerpen und den Türkenkrieg.

Ich war als Funfzehnjähriger, genau wie Friedrich Hebbel, Schreiber in einer Kirchspielvogtei. Kein Mensch kümmerte sich um meine Bildung. Mein Principal sprach, außer geschäftlichen, kein Wort mit mir. In vielen biographischen Mittheilungen über mich heißt es: in der Bibliothek seines Kirchspielvogts fand der junge Schreiber, was er suchte, die Classiker deutscher Dichtung, Schiller, Goethe. Das war keineswegs der Fall, nur Lessings Nathan und Wielands Agathon fand ich. Nein, diese, Shakespeare, Richardson u. A. suchte und fand ich, nachdem ich aus Zeitungen gelesen hatte, was ich suchen mußte.

Mein Principal war nämlich Abonnent in einem Journalcirkel, und mit und ohne seine Erlaubniß war ich ein eben so eifriger Leser wie er. Das Morgenblatt, die Abendzeitung, Gutzkow's, Laube's, Kühne's Zeitschriften waren meine tägliche Lectüre. Goethe's Tod fiel in die Zeit; vielleicht wurde davon in ganz Ditmarschen Niemand so erschüttert, wie der unbekannte kleine Schreiber in der Kirchspielvogtei des Fleckens Heide. Was wurde nicht damals über Goethe geschrieben, für und wider ihn? Mochte es recht sein oder falsch, man lernte ihn kennen. Vergleiche mit Schiller spannen den Faden weiter, es war von subjectiver und objectiver Dichtung die Rede und Streit über Character und verhältnißmäßige Größe beider Heroen, und man lernte sie lesen mit erneutem Interesse.

Aber auch die neue Zeit drängte herein. Ich las zum ersten

Mal etwas von Heine, es war seine Phantasie über Paganini's Spiel, ich war wie trunken von dieser berauschenden Prosa.

Doch genug. Man sieht, daß ich Ursache habe, den Zeitschriften dankbar zu sein. Nicht blos als späterer Poet, denn auch für wissenschaftliche Studien fand ich hier Anstoß und Richtung, und mehr bedurfte ich nicht, ich verstand auf eigne Faust zu lernen. Und nun? Und jetzt? — Ich habe allerdings, als ich in fünfjähriger Einsamkeit auf der Insel Fehmarn meinen Quickborn ausarbeitete, wohl Hunderte von Büchern und nie eine Zeitschrift gelesen, auch später noch manche Jahre nicht. Jetzt lese ich täglich, wie ich Brot esse, Kaffee, Bier oder Wein trinke, meine Zeitungen, und möchte sie so wenig entbehren wie das Andere, aber trotzdem hat sich mir nach und nach und immer fester die Ueberzeugung aufgedrängt: Zeitungen sind ein nothwendiges Uebel.

Entbehren kann man sie nicht, aber sie schaden Lesern und Schriftstellern. Selbst große Talente haben sich nicht voll und rein entwickelt, selten ein ausgereiftes Werk, rund und geschlossen geliefert, wenn sie — man denke an Dickens, an Wilhelm Jensen — für Zeitungen schrieben, stückweise, abgerissen, gedrängt vom Redacteur. Darunter leiden Stil und Sprache, das feine Gefühl für die Schönheit der Rede stumpft sich ab, der deutsche Zeitungsstil ist nachgerade berüchtigt. Die Journalisten von Fach haben gar keine Zeit, an ihren Stil zu denken, manche von ihnen arbeiten jeden Abend bis in die Nacht hinein, um dem Lesepublicum für den Morgenkaffee das „Neueste“ zur flüchtigen Unterhaltung vorzulegen.

Flüchtiger noch, oberflächlicher als der Schreiber wird der Leser. Schwierige Stellen überschlägt er, schwierige Bücher nimmt er gar nicht zur Hand. Ich meine nicht wissenschaftliche Werke, sondern belletristische. Theodor Storm wurde von der Redaction einer der gelesensten illustrirten Wochenschriften um eine Novelle gebeten, sie wurde ihm mit dem Bemerken zurückgeschickt: für das Publicum dieser Zeitschrift — die nebenbei gesagt ihre Leser nach Hunderttausenden zählt — sei seine Erzählung zu schwer und nicht geeignet. Was sind das für Hunderttausende, denen eine Storm'sche Novelle zu schwer ist zu verstehen!

Daran sind unsere Zeitungen schuld, sie haben das Niveau der Bildung heruntergedrückt, wie die Operetten das Verständniß für gute Musik.

Dagegen hilft auch keine Kritik, selbst ein Lessing würde nicht helfen, die Kritik ist ganz unwirksam geworden.

Wohl wird genugsam kritisirt, recensirt, besprochen und beurtheilt, täglich fast in jedem Blatt, jede neue litterarische Erscheinung bringt sogleich ihre schriftliche Empfehlung, oft gleichlautend an verschiedenen Stellen mit, es fehlt auch nicht an muthigen und wahrheitliebenden Männern, die es wagen, ihre Ueberzeugung in Lob oder Tadel öffentlich auszusprechen. Aber ihr Wort verhallt wirkungslos. Die Mittelmäßigkeit behält durch ihre Masse bei den Lesern das Uebergewicht. Nur Wenige achten darauf, wenn sie denn einmal eine Kritik flüchtig durchsehen, wer sie geschrieben hat, meistens ist sie ja ohne Unterschrift, vielleicht hat sie der Verleger oder gar der Verfasser des betreffenden Buches selbst geschrieben.

Alles das war vor einem Menschenalter anders, Vieles war besser. Der Grund dafür: wir hatten nicht so viele Zeitungen, nicht so viele Leute, die schreibend oder speculirend von und an Zeitungen ihr täglich Brod erwerben. Auch hier ist die Ueberproduction schuld an vielen Uebeln.

Entbehren können wir die Zeitungen nicht. „Wer nicht liest, der lebt nicht. Er ist nicht mit in der Welt, und ob er in den Himmel kommt, ist eine Frage. Ehemals stand das freilich anders wie jetzt." So schrieb mein berühmter Landsmann Klaus Harms 1843 in seinem herrlichen Volks- und Schullehrbuch, dem nun auch schon antiquirten „Gnomon", ehemals kann ich wiederum gegenwärtig sagen, denn es ist seitdem doppelt und dreifach wahr geworden: Wer nicht liest, der lebt nicht. Niemand kann es hindern, daß nicht gut und schlecht durcheinander gelesen wird. Hoffen wir, daß das Gute als das Stärkere zuletzt die Oberhand behält.

Klaus Groth.

Jedes einzelne Individuum sehnt sich nach Mittheilung und wünscht zu erfahren, was außer ihm vorgeht, sei es, um eine einfache Neugierde zu befriedigen oder, um sich zu belehren und seinen Gesichtskreis zu erweitern. In diesem Bedürfnisse wurzelt die Erfindung der Sprache, die sich immer mehr vervollkommnet, je weiter das Individuum in seiner Entwicklung fortschreitet. Was aber für das Einzelwesen gilt, das hat auch für die Völker, ja für die Menschheit seine

Geltung. Auch hier steigert sich mit jeder Stufe eines erhöhten Cultur-zustandes der dringende Wunsch und die unabweisbare Nothwendigkeit nach Mittheilung, für welche die Sprache als Vermittlungsorgan nicht mehr ausreicht und für welche demnach ein neues Mittel gefunden werden mußte. Dies führte zunächst zur Uebertragung der Laute vom Ohr zum Auge, also zur Erfindung der Schriftzeichen und hiermit war die erste Anregung gegeben, sich auch auf weite Entfernungen hinaus verständigen zu können. Allein auch diese Art der Verbreitung war noch in zu enge Grenzen gebannt, erst durch Erfindung der Buchdruckerkunst war die Möglichkeit erschlossen, allen Ansprüchen auf Mittheilung gerecht zu werden. Noch dauerte es aber lange, ehe man sich dazu entschloß, die Buchdruckerpresse zur Verbreitung von Nachrichten zu gebrauchen und sie zur Herausgabe von fliegenden Blättern bei besonderen Gelegenheiten zu benutzen — und endlich noch länger, ehe diese Nachrichten, nach Principien geordnet und nach leitenden Gesichtspunkten gegliedert, mit mehr oder weniger Regelmäßigkeit, an die Wißbegierigen nach allen Enden der Windrose ausgesendet wurden. Und erst von diesem Zeitpunkte an datirt das Erscheinen jener Schriften, die wir Zeitungen nennen.

Mit dem Ursprunge des Zeitungswesens ist aber auch schon ihre Bedeutung gesetzt, die mit Nothwendigkeit zusammenhängen. Entstanden aus dem unabweisbaren Bedürfnisse der Mittheilung, ist die Bedeutung um so größer, je wichtiger das Bedürfnis, je werthvoller die Mittheilung ist.

Aber nicht blos das Was des Gebotenen, auch das Wie desselben kommt in Betracht. Bei der großen Masse Desjenigen, was jeden Gebildeten interessirt, ist es unmöglich, alle neuen Erscheinungen in den einzelnen Zweigen des Wissens und alle Ereignisse, die auf das Leben der Gesammtheit Bezug haben, in wünschenswerther Vertiefung zu bringen: es muß eine sorgfältige Auswahl, eine geschickte Ordnung getroffen, das Wichtige hervorgehoben und ein leitender Faden zum Verständnisse gegeben werden. Darin besteht die Mühe und Sorge, darin zeigt sich aber auch die Geschicklichkeit der Redakteure und Journalisten. Da nun aber die Auffassung aller Dinge eine mannigfache ist, die Leiter und Mitarbeiter einer Zeitung jedoch nur speziell ihre Anschauungen vertreten, so entstehen dadurch die verschie-

denen Färbungen der Blätter, die sich nicht blos bei politischen, sondern hier und da auch bei Fachjournalen zeigen. So werden z. B. pädagogische Ansichten über die Erziehung der Jugend in der Schule diametral auseinander gehen können und demnach in entgegengesetzter Weise ihren Ausdruck finden. Dasselbe gilt von ästhetischen, historischen und andern Gegenständen, wobei natürlich immer vorausgesetzt werden muß, daß jeder Journalist ehrlich auf jenes Ziel lossteuert, das er für das beste erkannte.

Aus diesem Allen ergiebt sich, daß Diejenigen, welche sich diesem Stande widmen und ihn würdig ausfüllen, Männer von nicht geringen Kenntnissen sein müssen, Männer, die etwas Tüchtiges in ihrem Leben gelernt haben und dadurch zu Führern und Leitern der Leser geeignet sind. Wenn wir nun sehen, daß dies nicht immer der Fall ist, daß sich häufig Leute mit höchst mangelhafter Bildung zu einem Berufe drängen, der die ernsteste Vorbereitung und das angestrengteste Studium verlangt, wenn es vorkommt, daß sich Individuen für Journalisten halten und ausgeben, welche nur für den Bedarf der großen, unwissenden Menge arbeiten und die nicht deren Wißbegierde, sondern nur die Neugierde des Alltagshaufens decken wollen und können und dadurch den Ruf der Zeitungsschreiber in Mißcredit bringen, so muß man das aufrichtig bedauern, muß aber denken, daß keine menschliche Institution ohne Mängel ist und daß es auch in Athen gar Viele gab, für welche der Gerber Kleon ein bedeutenderer Mann war, als Pericles. Es sind eben Viele berufen, aber wenige auserwählt.

Am meisten zeigt sich diese Erscheinung bei den politischen Journalen, die, in der Hast und Eile des Tages geschrieben, nicht immer jene Sorgfalt auf den Inhalt verwenden können, der wünschenswerth wäre, und nur zufrieden sein müssen, wenn sie bei der Mannigfaltigkeit der Interessen jede wichtige Thatsache einer, wenn auch nur oberflächlichen Beachtung und Besprechung unterziehen und ihren Leserkreis auf das Neueste in allen Gebieten aufmerksam machen können und dabei doch ihrer Parteifarbe gerecht zu werden im Stande sind. Denn nur in letzterer Beziehung vermögen sie den Einfluß auf das Publikum auszuüben und es zu ihren Anschauungen zu bekehren. Am meisten läßt sich Spreu und Weizen bei den exact-wissenschaftlichen Blättern sondern, denn hier kann Niemand mitsprechen, der nicht selbst Fachstudien trieb.

In der Mitte stehen jene Zeitungen, welche vorzugsweise den Zielen und Zwecken der Litteratur dienen, und da ist es namentlich die Kritik, die mitunter auch von Unberufenen ausgeübt wird. In Sachen des Geschmacks glaubt eben Jeder das Recht zu haben, sich an sein eigenes Urtheil zu halten und setzt das: „car tel est mon plaisir“ an Stelle der Gründe. Aber selbst da, wo Letztere vorhanden sind, wird nicht immer das Richtige und Ersprießliche geleistet; entweder wird mit einer Schablonentheorie an die Kunstwerke herangetreten und Alles in das Procrustesbett eines unwandelbaren Prinzips gezwängt, oder es wird mit jener Seichtigkeit zu Werke gegangen, welche das Publikum mit Dutzendphrasen füttert und auf den Kern der Sache gar nicht eindringt.

Gegen solche, absichtlich oder unabsichtlich hervorgerufene Schäden gibt es allerdings momentan kein Gegenmittel; da muß eben erst die Zeit den Werken ihren Stempel anfdrücken und dem Genius nachträglich zu dem vorenthaltenen Ruhme verhelfen, indeß sie die Protectionskinder des Tages in ihrer Hohlheit zu den Todten wirft. Und wenn auch die große Menge stets zu dem Gemeinen neigt und das Außerordentliche nur schwer begreift und noch immer eine Birch-Pfeiffer dem Grillparzer vorzieht, so darf der gewissenhafte Kritiker doch nicht aufhören, auch dem gewöhnlichen Manne die Unterschiede zwischen dem Guten und Miserablen klar zu machen und ihn zu immer höherem Verständnisse und einer richtigeren, freieren Auffassung zu erziehen. Der Satz, daß die Presse jene Wunden auch heile, die sie schlage, ist nur in dem Sinne keine leere Phrase, als sich das Gute immer durchringt und schließlich den Märtyrer glorifiziert, aber freilich das Märtyrertum wird dem Leidenden nicht mehr weggenommen; das Individuum hat eben nur eine beschränkte Bedeutung im All; was aber an ihm wahr und echt ist, kann zwar verdunkelt werden, aber niemals verloren gehen — allerdings nur ein geringer Trost für den, der dessen bedarf.

Ob das Zeitungswesen dem Buchhandel Konkurrenz mache, ist theoretisch schwer zu entscheiden; es fördert denselben, indem es auf die erschienenen Werke aufmerksam macht, und auf solche Weise für die Verbreitung der Lectüre sorgt; vernichtende Kritiken können auf den Vertrieb eines Buches allerdings schädigend einwirken, im großen Ganzen aber wird der Einfluß ein günstiger genannt werden dürfen.

Wäre aber die Frage dahin aufzufassen, ob die Leser von Journalen, aus denen sie über die ihnen wichtig und interessant dünkenden Gegenstände enzyklopädische Belehrung erhalten, dadurch von dem Verkaufe aller, diese Materien behandelnden Bücher abgeschreckt würden, weil deren Lectüre überflüssig geworden sei, so ist dies gewiß, daß solche Leser überhaupt keine Käufer sind; wer sich mit der Oberfläche begnügt, dringt niemals in die Tiefe. Wenn aber in den Zeitungen Romane, Dramen oder größere Gedichte veröffentlicht werden, die hinterdrein erst in Buchform erscheinen, so würde eine statistische Nachweisung leicht den Beweis liefern können, daß weder die Schriftsteller und Dichter, noch die Buchhändler durch diese Konkurrenz zu leiden haben. Im Gegentheil: die vorausgehende Publikation unterstützt die Lust zum Ankaufe auf das lebhafteste.

Und so läßt sich denn getrost sagen, daß mit dem Erscheinen der Zeitungen das ganze Leben der Völker einen unerwarteten, ungeahnten Aufschwung genommen hat, der durch das Schreiben und Lesen von Büchern niemals in einem so kurzen Zeitraum eingetreten wäre, und daß die Mängel, die hauptsächlich durch das Parteiwesen hervorgerufen sind und zu Auswüchsen vergrößert werden, verschwinden müssen, wenn ruhige Objectivität an die Stelle persönlicher Anschuldigungen tritt.

Salzburg. Karl Werner.

Die Presse ist Gift und Gegengift.

Berlin. Max Kretzer.

Welche Bedeutung die Presse in ihrer früher ungeahnten Entwickelung innerhalb der letzten Jahrzehnte für das öffentliche und private Leben gewonnen hat, gelangt täglich auf's Neue zum Bewußtsein des denkenden Lesers. Man kennt das geflügelte Wort von der „neuen Großmacht". Diesem Ausdruck der öffentlichen Meinung auf die Dauer Widerstand zu leisten, ist in Kulturstaaten heute keiner Regierung mehr möglich. Gegensätzliche Anschauungen ringen sich dadurch an's Licht, die Volksstimmung wird klar, eine Geheimhaltung von Mißständen ist nicht mehr ausführbar. Wo Jeder seine Stimme durch Mittheilungen und Anregungen in einem in tausend Hände gelangenden Blatte zu Gehör bringen kann, verhallt keine mehr ungehört.

Solchen gewaltigen Vorzügen einer machtvoll entwickelten Presse gegenüber, ohne welche unser öffentliches Leben heute überhaupt nicht mehr denkbar ist, stehen naturgemäß auch schwerwiegende Uebelstände, welche sie im Gefolge hat. Eine Vergiftung der Volksmoral durch eine feile, lügenhafte oder unsittliche Presse ist eine von den vielen Gefahren, welche die Macht des heutigen Zeitungswesens in sich schließt. Wie es in politischer Beziehung durch bewußte Entstellung der Thatsachen, durch Verhetzung der Volksklassen gegeneinander unabsehbares Unheil stiften kann, kann es auch auf's Privatleben durch Klatsch und Verleumdung gefahrbringend einwirken. Eine besonders weitgreifende Bedeutung aber hat das Zeitungswesen heute der Litteratur gegenüber gewonnen und ist damit ein Faktor geworden, mit dem man im Geistesleben jeder Nation zu rechnen hat.

Es liegt auf der Hand, daß die Litteratur heute durch das Mittel der Presse dem überwiegend größten Theile der Bevölkerung nahegebracht werden kann, während sie früher nur den Gebildeten — oder sagen wir: den Besitzenden zugänglich erschien. Es giebt kein noch so kleines Provinzialblatt, das heute nicht seinen „Roman" im Feuilleton veröffentlicht — von Gedichten und kleinen Aufsätzen abgesehen — und mehr oder minder ausführlich und lückenlos über die Neuheiten des Büchermarktes Berichte erstattete. Auf solche Art ist die Litteratur volksthümlich geworden. Ein Werk, das heutzutage nicht in irgend einer Weise durch die Tagespresse der Kenntniß des Publikums nahegebracht wird, kann auf allgemeinere Beachtung überhaupt nicht mehr rechnen. Das sind sicherlich sehr bedeutsame Vortheile dieser Neugestaltung der Dinge. Der Dichter redet jetzt, was er früher nicht konnte, zum Gesammtvolke.

Aber schwere Uebelstände, die mit der Entwickelung des Zeitungswesens nach dieser Richtung hin sich herausgebildet haben, lassen sich gleichfalls nicht verkennen. Die Litteratur ist allmählich in ein Abhängigkeitsverhältniß zur Tagespresse getreten, das ebenso ungesund ist als es ihrem Range in keiner Weise entspricht und das eine schwere Gefährdung ihrer Würde in sich schließt. Verweilen wir bei diesem Punkte einen Augenblick!

Das Lesebedürfniß des vielbeschäftigten, modernen Menschen wird durch die Zeitungen so gut wie vollständig befriedigt. Da die Kauflust

belletristischen Büchern gegenüber in Deutschland von jeher eine minimale gewesen ist, die von der bei andren Kulturvölkern in dieser Beziehung geltenden Sitte auf's Allerbefremdlichste absticht, so ist der Schriftsteller seit der gewaltigen Entwickelung des Zeitungswesens vollends gezwungen, — will er seine Werke in's Publikum bringen, ja, will er überhaupt leben können, denn es handelt sich hier wahrlich um eine Lebensfrage für ihn! — mit der Tagespresse in engste Fühlung zu treten. Soll die Thätigkeit eines Romanschriftstellers überhaupt pekuniäre Erträgnisse liefern, so muß derselbe heute jeden Roman, jede Novelle in einer Zeitung veröffentlichen, ehe er sie in Buchform herausgiebt, — wenn er das überhaupt noch beabsichtigt. Daß hiervon ein paar vereinzelte Modeautoren eine Ausnahme machen, kommt nicht in Berechnung. Nun liegt es auf der Hand, daß die Veröffentlichung einer Erzählung durch eine Zeitung, welche dieselbe in zwanzig, fünfzig oder mehr Stücke zerreißt, um täglich davon eines in ihrem Feuilleton zu bringen, — wobei je nach dem Raum, der zur Verfügung steht, mitten in einer Szene, ja, oft mitten im Dialog abgebrochen werden muß, — die denkbar schlimmste Schädigung derselben in sich schließt und daß eine objektive Würdigung ihres Kunstwerts durch den täglich seine geringfügige Roman-Dosis unter allen übrigen Tagesnachrichten verschlingenden Leser unmöglich ist; ganz abgesehen davon, daß der beschränkte Raum häufig Auslassungen nothwendig macht, welche den Gedankengehalt der Erzählung erheblich beeinträchtigen.

Das ist aber noch lange nicht der größte Uebelstand. Viel schlimmer ist es, daß die Zeitung in ihrem täglichen Roman-Abschnitt dem Leser begreiflicherweise Thatsächliches bieten will, um ihn nicht zu ermüden, daß sie daher für jeden einzelnen Handlung fordert und so den Schriftsteller veranlaßt, sich aller Reflexion, aller Naturschilderung, aller psychologischen Analysen zu entschlagen, um mit möglichst kärglichem Beiwerk die nackten, möglichst spannenden, möglichst effektreichen Thatsachen zu geben. Der Autor muß mit dieser gebieterischen Forderung der Tagesblätter rechnen, er muß genau dem Raum, den dieselben bieten, bei der Schöpfung eines Werkes Rechnung tragen; noch mehr als das: er muß auch auf den Geschmack des Zeitungspublikums Rücksicht nehmen, das keine tiefen Probleme erörtert, keine psychologischen Räthsel gelöst, keine offenen Wunden des Lebens berührt, sondern einfach

im Romanfeuilleton angenehm unterhalten sein will. Wie tausendfach werden Romane von der Redaktion dem Autor zurückgeschickt unter der Versicherung, daß dieselben leider für ein aus den heterogensten Elementen zusammengesetztes Zeitungspublikum „zu hoch", ja, auch geradezu weil sie „zu gut" für ein solches seien. Wie kann es unter diesen Umständen ausbleiben, daß die Belletristik mehr und mehr einer Verflachung, einer öden Aeußerlichkeit anheimfällt, zumal noch hinzukommt, daß auch die Prüderie ihre Forderungen dem Zeitungsroman gegenüber geltend macht?

Die Sache liegt zur Zeit so, daß Romane, die nicht in den 70—80 Feuilletons eines Zeitungsquartals untergebracht werden können — eventuell unter den gewaltthätigsten Streichungen — überhaupt keine Aussicht mehr auf Annahme haben; manche Blätter fordern geradezu genau diesen Umfang, sodaß sie auch minder umfangreiche von vornherein ablehnen. Gesuche von Zeitungsredaktionen um Romane, deren Umfang nach der Zahl der Zeilen und selbst der Sylben genau vorgeschrieben ist, liest man in Fachorganen fortwährend! Es hat sogar geschehen können, daß ein großes Preisausschreiben für einen Feuilleton-Roman erlassen wurde, bei welchem der Umfang nach der Sylbenzahl ebenso genau vorgeschrieben war, wie die Weisung, daß jeder einzelne Feuilleton-Abschnitt spannende Handlung enthalten müsse, — und daß nicht nur namhafte Schriftsteller als Preisrichter dabei fungirten, also für die Berechtigung eines derartigen Ausschreibens eintraten, sondern auch überhaupt sich nirgends in Schriftstellerkreisen irgend ein Widerspruch gegen eine derartige Auffassung der freien Kunst des Dichters erhoben hat. Kaum etwas Andres ist so, wie diese Thatsache, im Stande, das durchaus unnatürliche Verhältniß zu illustriren, in dem heute die Litteratur zum Zeitungswesen steht. Sie ist thatsächlich ihre gefügige Dienerin geworden. Was sie an Werth dabei einbüßen muß, liegt auf der Hand.

Diesem Uebelstand gegenüber tritt selbst die Abhängigkeit in den Hintergrund, in welche die Litteratur durch die Handhabung der Kritik von Seiten der Presse zu dieser gerathen ist. Kenntniß von dem Erscheinen eines neuen Werks kann das Publikum nur durch die Zeitung erhalten. Wird es in der Presse todtgeschwiegen, so kann es bei aller etwaigen Vortrefflichkeit seinen Weg nicht machen, wird es ungünstig

oder gar hämisch rezensirt, so ist es unter Umständen ungelesen gerichtet; andrerseits können werthlose Bücher durch anpreisende Kritiken leicht genug zu Erfolgen gebracht werden, die auf andre Weise nicht erreicht werden würden. Hierdurch ist abermals eine Macht des Zeitungswesens über die Litteratur proklamirt; und welche Verantwortung das erstere durch die Ausübung der Kritik auf sich nimmt, ist ebenso augenfällig, wie daß die Tagespresse neben allen andren ihr obliegenden Aufgaben nicht wohl im Stande sein kann, die Litteratur in ihrer heutigen Ausdehnung zu verfolgen, geschweige denn ihr durch eingehende und objektive Würdigungen gerecht zu werden. Dazu fehlt es ihr an Zeit, an Raum und nicht zum Wenigsten auch an Mitteln. Denn sie bedürfte dann einer ganzen Reihe von vielseitig und tief gebildeten, sittlich und geistig hochstehenden, völlig unabhängigen Männern, welche sich ausschließlich in ihren Diensten der kritischen Aufgabe zu widmen hätten; die Besoldung derselben würde aber den Etat jeder Zeitung bei Weitem übersteigen. Hiernach erhellt, daß selbst beim besten Willen jede Zeitungskritik unvollkommen sein muß, daß sie weder überhaupt der Gesammtheit litterarischer Erscheinungen noch jeder einzelnen im gebührenden Maße gerecht zu werden vermag, ganz abgesehen von den mancherlei Einseitigkeiten, die sich selbst bei einer ehrlichen Ausübung der Kritik aus dem litterarischen, ethischen und politischen Standpunkt des Rezensenten im Urtheil ergeben werden, — zu schweigen von den traurigen Folgen der Kameraderie und Bestechlichkeit des Urtheils im Einzelnen.

Wie ist nun diesen Uebelständen abzuhelfen? wird man fragen. Die Antwort ist schwierig. Meines Erachtens müßte die Kritik aus der Tagespresse überhaupt verschwinden und einer einfachen Anzeige aller Novitäten ohne Ausnahme mit kurzer Inhaltsangabe Platz machen; die Kritik ist Sache besondrer Fachzeitschriften. Die Theaterkritik, deren Beibehaltung unerläßlich, sollte niemals sofort nach der Première eines Stückes gegeben werden, sondern immer erst nach einiger Zeit, während man sich vorerst mit einer Inhaltsangabe begnügen müßte; eine objektive, unbefangen alle Gesichtspunkte würdigende Kritik am Morgen nach der Première — oder gar in der Nacht nach derselben — zu üben, ist unmöglich.

Sache der großen Zeitungen allein aber kann es sein, dem Roman eine unabhängigere Stellung zu verschaffen dadurch, daß sie nicht dem

Geschmack und den Wünschen eines urtheilslosen, großen Publikums bedingungslos nachgeben, sondern sich ihr Publikum für eine Litteratur erziehen, die ihren Maßstab allein in künstlerischem Gehalt sucht, ohne an äußere Rücksichtnahmen gebunden zu sein, die ihrer Würde zuwiderlaufen und nur von den unheilvollsten Folgen für die Entwickelung unserer schönen Litteratur sein können. Diese Ehrenpflicht der letzteren gegenüber hat die Presse bis heute weder erkannt noch erfüllt.

Konrad Telmann.

Das Wort Shakespeares von den „Brettern, welche die Welt bedeuten", gilt in unserem Zeitalter nicht mehr; eine umfassendere Chronik für die Begebenheiten der Welt, einen schärferen Spiegel für die Eigenschaften der Völker und der Einzelnen haben wir zur Verfügung; an die Stelle der Bretter sind die „Blätter" getreten, aus den Spalten der „Zeitung" tönt uns die Stimme unserer Zeit wider.

So unauflöslich und organisch ist das Zeitungswesen mit den Bedingungen und Gewohnheiten unseres Lebens verwachsen, daß wir uns daran gewöhnt haben, es wie ein Natur-Produkt, wie ein Element hinzunehmen, das wir zum Dasein brauchen, etwa wie die Luft, die wir athmen.

Jetzt werden wir aufgefordert, den Einfluß zu prüfen, den dieses Zeitungswesen auf unser Leben und dessen vornehmste Erscheinung, die Litteratur äußert; das ist eine Thatsache von charakteristischer Bedeutsamkeit. Sie bekundet, daß diejenigen, welche bisher fraglos und widerspruchlos empfangen haben, Stellung zu nehmen beginnen gegenüber dem übermächtigen Elemente. An die „Zeitung" wird Kritik angelegt; Kritik ist Gegenwirkung, und wo eine Gegenwirkung eintritt, da bedeutet sie eine Pause in irgend einem Entwicklungsgang.

Das Zeitungswesen hat in seiner Entwicklung die erste Pause erreicht.

Indem ich an die Untersuchung herantrete, muß ich die Aufgabe zunächst beschränken, denn sie würde zu einer unabsehbaren werden, wenn die Wirkung des Zeitungswesens auf alle Einzelheiten des heutigen Lebens geprüft werden sollte. Als Schriftsteller werde ich mich damit begnügen, den Einfluß der „Zeitung" auf die Litteratur ins Auge zu fassen, und auch hier nur ihren geistigen Einfluß, nicht die praktisch materielle Wirkung auf den Büchermarkt und was damit zusammenhängt.

Indem man von dem Einfluß des Zeitungswesens spricht, denkt man unwillkürlich nur an die, welche die Zeitung lesen. Das ist falsch; die Zeitung selbst ist Litteratur, und wie jedes litterarische Werk in erster Linie seinen Schöpfer selbst beeinflußt, so wirkt die „Zeitung" zuvörderst und am stärksten auf die, aus deren Händen sie entsteht.

Mit diesen, den Journalisten sei daher der Anfang gemacht.

Die Arbeit des Journalisten ist umfangreich und schwer. Eine Fülle von Material wirft jeder Tag ihm als Pensum auf den Tisch; er muß die Masse sichten, über das Gesichtete berichten, aus dem Berichteten Schlußfolgerungen ziehen. Alles dies muß rasch, gewissermaßen auf ein Niedersitzen vollbracht werden. Mögen die Thatsachen, die es zu bewältigen gilt, noch so schwerwiegend sein, sie dürfen nicht einen Augenblick verblüffen, sie müssen sofort beurtheilt, d. h. unterjocht werden. Das sind Aufgaben, die dem Geiste großen Nutzen und vielleicht noch größere Gefahr bringen.

Eine beständige Reibung des Geistes findet statt, und zwar mit dem härtesten Material der Welt, mit Thatsachen; eine täglich wiederholte Gymnastik, und alle Vortheile, welche solche unablässige Schulung dem Geiste gewährt, erfährt der Journalist. Hier tritt aber der unverrückbare Umstand in sein Recht, daß auch die beste Schulung dem Geiste nicht mehr geben kann, als er von Natur aus besitzt, daß sie die vorhandenen Fähigkeiten stärken, aber keine neuen hinzuthun kann. Der klare Kopf wird durch entwickelte Klärung noch nicht zum tiefdenkenden, der rasch erfassende Verstand durch Uebung noch nicht zum wahrhaft ergründenden.

Und hier tritt des weiteren für den Journalisten die Gefahr ein, daß sein Beruf ihn verleitet, ja beinahe mit Nothwendigkeit zwingt, diesen Unterschied zwischen anscheinend und wirklich vorhandenen Fähigkeiten zu übersehen.

Sein Beruf macht es ihm zur täglichen Pflicht, eine Fülle von Fragen zu beantworten und zu entscheiden, auch wenn er zu deren Beantwortung nach dem Maße seiner Kräfte gar nicht im Stande ist.

Vorweg sei hier bemerkt, daß mir so gut wie jedem Anderen sehr wohl bewußt ist, daß es auf journalistischem Gebiete ebenso tiefe Denker giebt, wie auf anderen Gebieten des Lebens. Von diesen ist

hier nicht die Rede, vielmehr handelt es sich um den Durchschnitt, denn diese Durchschnitts-Masse ist es, welche das „Zeitungswesen" ausmacht.

Dieser Durchschnitt nun, wie verhält er sich, wenn er sich vor Fragen gestellt sieht, die sein Geistesvermögen überragen? Er versucht zunächst, ihnen mit den allgemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen beizukommen, die er besitzt, und wenn er bemerkt, daß er damit nicht auf den Grund der Dinge gelangt, so sucht er Anlehnung, Anlehnung an schon Vorhandenes, schon Gedachtes, schon Gesagtes.

Aus diesem Verfahren entsteht dann die eintönige Gleichmäßigkeit im Denken, die noch schlimmere Uebereinstimmung im Ausdruck, der furchtbare Zeitungs-Stil, kurz, um es mit einem Worte zu bezeichnen, die Schablone.

Um an dieser Stelle einen Sprung zu den Zeitungs-Lesern hinüber zu thun, sei bemerkt, daß, wie man schablonenmäßig schreiben, man auch schablonenmäßig lesen kann. Und so geschieht es — wenigstens bei uns zu Lande. Man hört nicht mehr das Aechzen der deutschen Sprache, die in den spanischen Stiefeln eines grausamen Stils kläglich dahinhumpelt, man fühlt nicht mehr, daß man fortwährend vor falsch gebrauchte Wort-Bilder gestellt, mit unklar gesehenen Anschauungen irregeleitet wird, man begnügt sich mit dem wohligen Bewußtsein, daß man „seine Zeitung" versteht, und versinkt in die Rettungslosigkeit selbstzufriedenen Philisterthums. —

Es bleibt die weitere, vielleicht noch größere Gefahr zu betrachten, die dem Journalisten aus seiner Stellung als Mitarbeiter an der Zeitung der Welt gegenüber erwächst:

Der Schriftsteller, der mit seinem Buche in die Welt tritt, steht allein. Niemand befindet sich hinter ihm, der seinen Worten Nachdruck verleiht; er ist auf sich selbst angewiesen und auf den Werth dessen, was er bringt.

Anders der Journalist:

Hinter seinem Worte, das aus den Spalten der Zeitung ertönt, steht diese Zeitung mit all' ihrem Ansehen und Gewicht. Dadurch erhalten seine Aussprüche einen Widerhall und eine Bedeutung, die ihnen nach Maßgabe der Persönlichkeit, die sie ausspricht, häufig garnicht zukommen würden. Nun müßte aber der Journalist kein Mensch sein, wenn er sich stets darüber klar bleiben sollte, daß die Gewichtigkeit seiner Worte nicht in ihm selbst, sondern im Ansehen der hinter ihm

stehenden Zeitung zu suchen ist. Auch hier wird er durch seine Thätigkeit zu einem bedenklichen Irrthum über das Maß seiner eigenen Fähigkeit und Bedeutung verleitet, und aus dieser Selbstverkennung ergiebt sich die täglich wahrnehmbare traurige Erscheinung, daß auf großen und wichtigen Gebieten das abschließende Wort von Persönlichkeiten gesprochen wird, denen jede innere Berechtigung zu solcher Urtheils-Abgabe fehlt.

Gehen wir auf eins dieser Gebiete, die litterarische Kritik, etwas näher ein.

Wer ist der Sache nach berufen, über litterarische Werke zu sprechen? Der wahrhaft Gebildete, der Gereifte, der Denkende. Und wer spricht in Wirklichkeit darüber? Jeder, der soviel lesen und schreiben gelernt hat, daß er im Stande ist, einer Zeitung einen nothdürftig zusammenhängenden Aufsatz einzusenden.

Jede Zeitung braucht heutzutage ihren „Kritiker", viele derselben sogar zwei oder drei. Nun sind die echten Kritiker natürlich selten; der Bedarf aber muß gedeckt werden; wohin greifen demnach die Zeitungen? In die Durchschnitts-Masse.

Daher kommt es denn, daß der „Deutsche Dichterwald" heutzutage von einem Geschwätz von Stimmen widerhallt, deren widerspruchsvolles Durcheinander komisch wäre, wenn es nicht an geweihter Stätte ertönte; daher kommt es, daß eine Anzahl kleiner und kleinster Individualitäten, in das rauschende Gewand ihrer Zeitung gehüllt und von ihm gebläht, über Werke und Persönlichkeiten zu Gericht sitzen, an die sie garnicht heranreichen.

Die Zeitung ist ihr Kleid, und Kleider machen Leute. Es sei an dieser Stelle auf eine Erscheinung hingewiesen, die zu meinem Erstaunen noch nie zur Sprache gebracht worden ist und die, so äußerlich sie auf den ersten Anblick sich ausnimmt, in Wahrheit von typischem Werthe ist: es ist die, daß in früheren Zeiten der Kritiker unter der Firma „wir" schrieb, während er jetzt als „ich" sein Urtheil abgiebt. Diese Umwandlung des Plurals der Majestät in den Singular der Persönlichkeit könnte zunächst als Ausdruck der Bescheidenheit erscheinen; in Wirklichkeit bedeutet sie das Gegentheil. Der Kritiker, der unter dem „wir" schrieb, kündigte damit an, daß er sich als Vertreter der Allgemeinheit empfand, daß es die öffentliche Meinung war, aus der er sein Recht öffentlich zu sprechen, herleitete. Der Kritiker von heutzutage, der als

„ich“ auftritt, hält es nicht mehr für nöthig, seine Bevollmächtigung nachzuweisen; das Vorhandensein seiner eigenen Persönlichkeit erscheint ihm als vollauf genügender Rechts-Titel, um daraus die Befugniß zum Urtheilen herzuholen; sein „Ich“ wird dem „Ich“ des Verfassers als gleichwerthige und ebenbürtige Macht gegenübergestellt. Hieraus ergeben sich die schreienden Uebelstände, unter denen das Kritik-Gebahren unserer heutigen Zeit leidet.

Denn zunächst ist die Stellung, welche der Kritiker sich auf die Weise anmaßt, eine unberechtigte, da seine Individualität der des schaffenden Verfassers in der Mehrzahl der Fälle thatsächlich nicht gleichwerthig ist. Dazu kommt, daß die Mehrzahl der heutigen Durchschnitts-Kritiker unter dem Einfluß ganz bestimmter litterarischer Schulen schreibt und denkt, und was für kritische Erzeugnisse entstehen, wenn der Dichter und Schriftsteller aus dem individuellen Gesichtswinkel einer solchen „Schule“ durchgenommen wird, das können wir täglich mit Schaudern erleben.

Durch die persönliche Stellung, welche der Kritiker dem Schaffenden gegenüber einnimmt, wird aber das Verhältniß dieses letzteren gegenüber der Welt überhaupt verschoben und ganz und gar verrückt. Der Dichter schafft für Alle und nicht für den Einzelnen; das ist das Gesetz aller schaffenden Kunst, wie es auf allen Gebieten zu allen Zeiten war und ist. Diesem absolut berechtigten Drange stellt der Kritiker sein unberechtigtes Verlangen entgegen, daß das Werk des Dichters seinem individuellen Willen und Denken entspreche. Die Ueberzahl heutiger Rezensionen läßt es mit aller Deutlichkeit erkennen, daß die Kritik dahin gelangt ist, persönliches Empfinden mit allgemeingültigem Kunst-Gesetze zu verwechseln. Das „Ich“ des Kritikers hat naturgemäß nur die eine Frage, ob das Werk des Schaffenden diesem „Ich“ gefällt oder nicht, und je nachdem wird das Werk emporgehoben oder verworfen. Die schwere Schädigung, welche die litterarische Produktion durch solche Zustände erleiden muß, liegt auf der Hand, ein kurzer Hinblick auf den leidenden Theil, auf Dichter und Schriftsteller, wird uns darüber genauer belehren.

Jeder schaffende Künstler verlangt einen Widerhall seines Werkes, eine Antwort seitens der Welt, an die er sich wendet. Das ist berechtigt, denn die Stimme der Welt ist es, welche jedem Geisteswerke seinen Werth zumißt, und die Erfahrung von Jahrtausenden

lehrt, daß die Stellung, welche sie dem Werke schließlich im Geistes- und Cultur-Leben anweist, im Ganzen und Großen stets die richtige ist. Unter der Eingebung dieses Gefühls greift der Künstler nach den Zeitungen, denn sie sind es ja doch, wo er diese Stimme, die ihn leiten und modeln soll, finden zu können glaubt. Und was tönt ihm von dort entgegen? Ein Wirrsal widerspruchsvoller Einzel-Stimmen, eine Unmasse höchstpersönlicher Wünsche und Anforderungen.

Die Folge davon ist eine tiefe Beunruhigung des schaffenden Geistes; sein Instinkt sagt ihm, daß er seine Individualität aufgeben müßte, wenn er diesen Wünschen entsprechen sollte; statt eines Weges, den er gesucht hat, findet er Vorschläge zu tausend Wegen, und vom Triebe der Selbsterhaltung geleitet, verschließt er sich diesen Stimmen nun ganz und gar.

Das Wort, das er als Anfänger so oft von Erfahrenen gehört hat: „lesen Sie keine Kritiken" wird für ihn, sobald er selbst ein Erfahrener geworden ist, gleichfalls zum Glaubenssatz, und er predigt weiter, „lesen Sie keine Kritiken".

Das ist natürlich ein trauriger, für die Entwicklung unseres gesammten litterarischen Lebens gefährlicher Zustand, der schaffende Mann sieht in der Kritik nur noch eine Fallgrube, an der vorbei- oder über die hinwegzukommen es gilt; die gewichtige Stimme des berufenen Kritikers geht an seinem Ohre ebenso unbeachtet vorüber wie das Gesumme der kritischen Eintagsfliege; Kritik und Produktion, zu wechselseitiger Förderung bestimmt, sind zwei feindlich getrennte Heerlager geworden, und auf beiden Gebieten ist Verrohung und Verödung im Anzuge.

Und gehen wir von den Dichtern, Schriftstellern und Künstlern einen Schritt weiter in die Masse des zeitungslesenden Publikums hinein. Jeden Morgen zum Frühstück trägt uns die Zeitung eine sauber zubereitete Ankündigung der neuen Erscheinungen auf literarischem Gebiete ins Haus.

Wir erfahren den Titel, wir empfangen zugleich ein fix und fertiges Urtheil über den Inhalt — was brauchen wir mehr? Wir kennen das Werk und wissen, was es werth ist. „Ihr Buch selbst habe ich noch nicht gelesen, aber eine Besprechung darüber" — dieses Wort harmlosen Philisterthums hat sicherlich jeder Schriftsteller mehr als einmal schon zu hören bekommen.

So entsteht in der Klasse der Lesenden jene Abgewöhnung vom eigenen Urtheil, jene Denk-Faulheit und aus dieser hervorgehend, das schlimmste von allem: die Geistes-Feigheit. Daher dann die traurigen Erscheinungen, daß wir sehen, wie der Einzelne immer abhängiger wird von Anschauungen, die nicht in ihm selbst gewachsen, sondern ihm von außen diktirt sind, daß wir sehen, wie die Massen immer rettungsloser der suggestiven Wirkung der „Schlagwörter" verfallen. Aus dieser Sachlage, die jeder fühlt, ohne daß jeder sich Rechenschaft darüber giebt, entspringen dann die immer allgemeineren, immer lauteren Klagen über den Stillstand in der geistigen Entwicklung Deutschlands. Wir fühlen uns auf einem Wege, der zur Knechtschaft führt. Denn wer nicht mehr den Muth zum eigenen Gedanken hat, ist innerlich nicht mehr frei; und wer innerlich nicht mehr frei ist, den rettet keine Staats- noch Gesellschafts-Verfassung, und wäre es die freiheitlichste der Welt, vor dem Schicksale der Knechtschaft.

Mag daher die Skizze, die ich hier in kurzen Zügen entrollt habe, grau in grau gemalt erscheinen — es wird Zeit, daß wir uns der Uebelstände bewußt werden, unter denen wir leiden.

Diese Uebelstände aufzuzählen, ist nicht schwer, denn sie liegen am Tage, schwieriger ist es schon, die Keime nachzuweisen, aus denen sie wachsen. Auf einen dieser Keime, und vielleicht den gefährlichsten, glaube ich den Finger gelegt zu haben.

Berlin, im Dezember 1890. **Ernst v. Wildenbruch.**

Der Einfluß der Zeitungen auf Litteratur und Kunst kann in dem Maße ein fördernder und ein verderblicher werden, in dem die Behandlung und Besprechung von Werken der Litteratur und der Kunst sich der Kritik oder der Autorität bedient. Die kritische Behandlung wird die Urtheile stets begründen und gerade dadurch zu einer Klärung und Förderung beitragen. Sie wird, weil sie begründet, nie die Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen, sondern die Giltigkeit ihrer Urtheile nur so weit beanspruchen als diese begründet werden. Viel bequemer ist es jedoch die Autorität ins Feld zu führen. Da wird vom hohen Stuhl herab das Verdikt gegeben, und sobald es gedruckt ist, hat es Giltigkeit gewonnen. Die Autorität erscheint in verschiedener Gestaltung. Am stolzesten tritt sie auf, wenn sie sich allein auf das Gewicht der urtheilen-

den Person stützt, wobei merkwürdiger Weise selbst der Umstand nichts ändert, daß der Name öfters verschwiegen wird. Eine mildere Form dagegen ist es, wenn der Urtheilende das entscheidende Wort spricht, daß kein „Fachmann" oder aber, was noch weit wirksamer ist, kein „Sachverständiger" etwas derart billigen oder anerkennen wird. Ist hierbei die Form milder, so ist das Urtheil inhaltlich um so strenger: wer wird, bei der Strafe nicht als „Fachmann" oder als „Sachverständiger" zu gelten, zu widersprechen wagen? Wer sich aber von vornherein bescheidet weder das eine noch das andere zu sein, wird sich gläubig bekreuzen und von dem verurtheilten Werk sich vorsichtig ferne halten. Eine dritte Art der Autoritätsgestaltung ist die besonders bei Tageszeitungen übliche Hypostasierung der „Redaktion" oder der „Xzeitung", die irgend etwas verwerfen muß: hebt man den geheimnißvollen Schleier, so findet man eine ganz einfache Persönlichkeit mit oft recht zweifelhafter Berechtigung zum Urteilen, über die, wenn sie als das aufträte was sie ist, gar viele die Achsel zucken würden, die jetzt mit heiligem Schauer vor der Autorität der „Redaktion" sich demütig beugen und in dem Gefühle, daß eine solche Macht, deren entscheidendes Wort täglich in 50,000 Exemplaren in alle Himmelsgegenden vordringt und von 250,000 Lesern gläubig hingenommen wird, immer Recht haben muß, das eigene Urtheil, wenn es sich überhaupt hervorwagen möchte, als eine frevelhafte Ueberhebung im Keime ersticken.

Soll der Einfluß der Zeitungen auf die Entwickelung von Litteratur und Kunst ein förderlicher sein, so muß er die Urtheilsfähigkeit stärken, aber nicht unterdrücken. Diese kann aber nur gestärkt werden, wenn der Urtheilende seinen Leser zum Miturtheiler macht, dessen Selbstständigkeit nicht aufgehoben, sondern erweckt werden soll: das aber geschieht nicht durch autoritative Absprechung, sondern durch eine kritische Behandlung, welche die Untersuchung weiter führt. Eine solche ist aber freilich selbst in Zeitungen mit vorwiegend wissenschaftlichem Charakter keineswegs die Regel: in den Tagesblättern aber ist sie stets die Ausnahme.

Frankfurt am Main. Veit Valentin.

Die Zeitungen sind unvermeidliche Niederschläge unsres modernen Culturlebens. Wer dies nicht hinweg und an seiner Stelle den alten Urstand der Natur wieder herbeiwünschen will, wird sie mit all ihren

Vorzügen und Fehlern nehmen müssen wie sie sind, so gut wie das Heer von Uebeln, das jeder großen Errungenschaft unsrer Cultur ebenso unvermeidlich auf den Fersen folgt. Sie müssen und werden sein. „Mit all ihren Fehlern?" Vielleicht ließen sich ihrer viele doch beseitigen, wenn ein einziger Grundsatz allgemein verbindlich würde: der, einen jeden, auch den kleinsten Artikel mit dem Namen des Schreibers zu versehen, denn die Anonymität ist die Hauptquelle der Verderbniß des Zeitungswesens und so vieler Journalisten.

Ich habe hierbei zunächst die litterarische und künstlerische Kritik im Auge und darf aus Mangel an Erfahrung von der Politik nicht reden. Gleichwohl würde ich auch auf diesem Gebiet die Namensnennung für heilsam halten. Wie mancher Lärm würde sofort als blind, wie manches Urtheil in seiner ganzen Bedeutungslosigkeit für das öffentliche Leben erkannt werden, wenn man wüßte, dieser oder jener Aufsatz, der von dem Geheimniß der Anonymität umgeben eine riesenhafte Bedeutung zu besitzen scheint, rühre von den Herren X oder Y her. Es mag ja aber sein, daß die geheimen Wege, die auch die weiseste und segensreichste Politik nicht entbehren kann, das Dunkel rechtfertigen. Nicht die geringste Entschuldigung steht jedoch der Anonymität der litterarischen, künstlerischen und jeder andren Kritik zur Seite; sie ist lediglich ein Schlupfwinkel für die Ignoranz und die Feigheit. Ohne sie könnte sich im Zeitungsverkehr unmöglich neben einer imponirenden Fülle geistiger Kraft und tüchtigen Wissens eine solche Ueberfülle von Flüchtigkeit, Unkenntniß und Frechheit behaupten. Ein Jeder, der nur halbwegs mit den Verhältnissen vertraut ist, weiß von der Leichtfertigkeit zu sagen, mit welcher der Eine Bücher recensirt, ohne daß er sie gelesen, der Andre eine Opernvorstellung beurtheilt, ohne von der Musik auch nur das Geringste zu verstehen u. s. w. u. s. w. Und dergleichen kommt nicht etwa nur bei Journalen niedren Ranges vor — o nein! selbst in den angesehensten Wochen- und Monatsschriften begegnet man solchen Auswüchsen unsres Zeitungswesens, die den beliebten Einwand, die Redaktion übernehme mit ihrem Namen und Ansehen gleichsam die Garantie für die Arbeiten ihrer ungenannten Mitarbeiter, einfach Lügen strafen. Das ist nichts als Phrase. Eine solche Controle vermag auch der sorgsamste und belesenste Redacteur gar nicht zu üben — nur die volle Namensnennung der Schreiber sichert sein Blatt vor dem Eindringen schlechter

Elemente und die Autoren und Künstler vor geistiger Mißhandlung. Auch die oft gehörte Entschuldigung, der Name thue Nichts zur Sache, wenn diese selbst nur stark und das Urtheil überzeugungskräftig sei, ist leeres Geschwätz. Ist doch das Publikum in den meisten Fällen von den Dingen, über die es liest, aus eigner Anschauung nicht unterrichtet. Wie also könnte es sich da von dem Urtheil eines Namenlosen überzeugen lassen? Künstlerische Urtheile sind keine mathematischen Lehrsätze. Diese zeugen allerdings für sich selbst — jene bekommen Gehalt und Werth erst durch die Gesammtpersönlichkeit dessen, der sie fällt, und wie das Urtheil den Richter, so erklärt und charakterisirt hier die Person des Richters das Urtheil. Zudem: welch' ernstlicher Grund könnte einen anständigen, seiner Sache sichren und von der Bedeutung und der Verantwortlichkeit seines Richteramts durchdrungenen Mann abhalten, seine Worte mit seinem Namen zu decken? Die Bescheidenheit? Das wäre doch allzu weiblich empfunden, und jedenfalls steht dieser zarten Rücksicht eine Pflicht gegenüber, die Pflicht, denen, über die man richtet und die man bekämpft, mit offnem Visir, das heißt mit der mannhaften Aufforderung gegenüber zu treten: hier bin ich; habe ich geirrt und gefehlt, so stellt mich zur Rede. Ich wüßte wirklich nicht, aus was für Gründen sich ein ehrlicher Mensch dieser Anstandspflicht sollte entziehen können, einer Pflicht, die mit der Schärfe der Kritik desto zwingender wird. Man darf vielleicht ein Lob aus dem Versteck versenden — einen Tadel niemals.

Nun besteht ja zwar bei den meisten, oder vielleicht bei allen Zeitungen, die von ihren Mitarbeitern die Namensnennung nicht ausdrücklich verlangen, die Gewöhnung, ihre Artikel mit einer Chiffre zu versehen. Aber was bedeutet dieselbe, wenn sie nicht allenfalls die Anfangsbuchstaben des Verfassers oder irgend ein Zeichen enthält, das ihn augenfällig kennzeichnet? Was bedeutet ein Pfeil, ein Kreis, ein Stern, ein Halbmond? Das Publikum merkt nicht darauf, und zudem wechseln diese Insignien ihre Besitzer. Und gesetzt den Fall, man wüßte im Weichbild einer Stadt genau, wer sich hinter dem Buchstaben A. Z. verbirgt oder wer der Correspondent mit dem Fragezeichen ist — weiß man es auch außerhalb ihrer Grenzen und hört etwa das Interesse an der Namensnennung mit ihnen auf? Kann nicht die Unkenntniß oder die Bosheit eines anonymen Kritikers einen Maler, der ein Bild aus-

stellt, einen Dichter, einen Schauspieler, eine Opernsängerin auf das Schwerste schädigen — gerade außerhalb des Domicils der Zeitung? Hier weiß man vielleicht, wer er ist, und man schätzt sein Urtheil demgemäß gering, auswärts aber repräsentirt seine Stimme so schlechtweg „die Kritik"; des Dunkel vergrößert ihre Umrisse und durch die Anonymität gewinnt das Richtigste eine unheilvolle Bedeutung. Und schützt die Chiffre des Kritikers einen mit Unrecht Angegriffenen unter Umständen wenigstens an Ort und Stelle, sobald das Publikum weiß, wer der Berichterstatter und was von ihm zu halten ist — immer bleibt die öffentliche Persönlichkeit, sei es ein Schriftsteller, ein Theaterdirector, ein Bühnenkünstler, doch noch dem Schwarm der namenlosen Correspondenten auswärtiger Zeitungen überantwortet, und diese sind vielleicht das ärgste Uebel des modernen Journalismus. In solch' kleinen Notizen, die ohne jede Verantwortlichkeit der Schreiber nach allen Richtungen in die Welt geschleudert werden, drängt sich, wie ich oft wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe, eine solche Summe von Oberflächlichkeit, Halbwissen, Dummheit und Schlechtigkeit zusammen, daß es dagegen keine andre Waffe als die Verpflichtung ihrer Einsender zur öffentlichen Namensnennung giebt. Vielleicht wird nicht allem Unfug damit gewehrt. Aber ich möchte denn doch glauben, daß, sobald der Schleier von so manchem dunklen Ehrenmanne gezogen wird, der Ruf desselben, der gar bald von Zeitung zu Zeitung dringt, genügen würde, ihn unschädlich zu machen. Ein rechtschaffener und tüchtiger Mann hat ohnedies eine Enthüllung nicht zu besorgen; was kann es ihm anhaben, wenn sein Name genannt wird? Und hat er sich gewohnheitsmäßig, aus Schwäche oder aus Scheu vor der Oeffentlichkeit verborgen gehalten: er wird sich überzeugen lassen, daß, wenn er wirklich einer guten Sache mit seiner Feder nützen will, er dies ernstlich nur bei vollem Tageslichte zu thun vermag.

Es ist nicht anders: nur die haltlosen und unsaubren Elemente müssen die Anonymität wünschen, weil sie Nutzen aus ihr ziehen; der Tüchtige bedarf ihrer nicht, und Niemand wird eine Ehre darin suchen können, sich vor denen, die er angreifen muß, zu verstecken. Wer es also mit dem Zeitungswesen redlich meint, wer die scharfe, zweischneidige Waffe, die es seinen Kämpen in die Hand giebt, gern blank und rein und nur in reinen und festen Händen sehen möchte, der bekämpfe die Anonymität.

Bremen. **Heinrich Bulthaupt.**

Wie's gemacht wird.

Herr Jux, ein allbekannter Sünder
Und Wucherer, ward Zeitungsgründer,
Verschrieb sich zwölf „berühmte Namen", —
Er schrieb — — und alle, alle kamen!

*

Erste Regel.

Giebt jemand auf ein Inserat,
Gleich ist für ihn mein Lob parat.
Das Redaktionelle ist Narrenseil,
Beigabe zum Annoncentheil.

*

Zweite Regel.

Was mit dem Strome schwimmt, das heiße froh willkommen.
Zum Danke wirst Du selbst vom Fahrzeug mitgenommen.
Doch wer sich unterfängt, um neues Land zu werben,
Mit Todesschweigen laß ihn ziehn in sein Verderben.

*

Audiatur et altera pars.

Führ'n wir dich an der Nas' herum,
's ist deine Schuld, lieb Publikum:
Du willst nicht, daß wir dich erziehn, —
Du willst, daß man dir sclavisch dien'!

*

Der Zeitungsleser.

Was Dichter schrieben je in allen Zeiten, Zonen,
Ich schöpf' es mühlos ab aus Zeitungsrecensionen. —
So sage kurz mir an: was bist du für ein Wesen? —
Ein Mensch, der alles kennt und hat doch nichts gelesen!

*

An den Autor.

Warst du so thöricht, Mensch, ein neues Buch zu schreiben,
So mußt der Freunde Schaar du flugs zusammentreiben:
Für jedes große Blatt stell' einen Recensenten!
So wirst du „hoch" gelobt, — lebst bald von deinen Renten.

*

Stoßseufzer des Verlegers.

Kaum sandt' ein neues Werk ich auf den Markt hinaus,
So regnen hundertweis die Briefe mir ins Haus:
„Zur Recension, ich bitt', ein Gratisexemplar!"
Der Deutsche bettelt, eh' ein Buch er zahlt in baar . . .

„Wie wir's so herrlich weit gebracht."
Die Rederei'n im Parlament
Man „nationales Leben" nennt.
Wir haben „Kunst" und „Pietät":
In jeder Eck' ein Denkmal steht.

*

„Musik" heißt unsre höchste Zier:
Fünf Mark für jede „Stunde" Klavier.
Die Zeitung ist uns „Litt'ratur", — —
Wo bleibt bei allem die Seele nur?

*

Antikritik.

Vor Ignorantentrug und vor der Lüge Sieg
Schützt dich, o Autor, nichts? — O doch: Antikritik!
Steht jeder seinen Mann, zum Selbstschutz stets bereit,
So sinkt wohl bald in Nacht der Stern „Unfehlbarkeit".

*

Trost.

Was nur dem Tage dient, wird mit dem Tag vergehn;
Lebendiges wird ewig dauern und bestehn.

*

Schluß=Kompliment, persönlich.

Und braucht die Presse viel man heut als Prügelknaben:
Getrost! es gilt nicht dir! — es giebt auch weiße Raben!

*

Schluß=Kompliment, sachlich.

Ein permanentes Schwurgericht,
Bedrohst du rächend jeden Wicht.
Dein Schwert trägt glänzend Angesicht:
Es ist das helle Tageslicht!

Eugen Wolff.

Druck von August Hopfer in Burg.